

Die Christengemeinschaft

Zeitschrift zur religiösen Erneuerung

10|2016



Hast und Geduld



Günther Dellbrügger

Aktive Pause

Plädoyer für einen neuen Zeitbegriff

128 Seiten, mit zahlr. Abb., gebunden mit SU

€ 17,90 (D) | ISBN 978-3-8251-5105-8

☞ auch als eBook erhältlich

Ab 15. Oktober neu im Buchhandel!

»Keine Frage ist von den Philosophen stärker vernachlässigt worden als die nach der Zeit«, befand der französische Philosoph Henri Bergson vor fast 100 Jahren. Ist das der Grund dafür, warum wir bis heute immer wieder daran scheitern, mit unserer Zeit umzugehen?

Kraft schöpfen – im Alltag für den Alltag

»In jeder gut angewendeten Pause kann sich uns die Welt neu öffnen – in der Stille entfaltet sie ihre Schmetterlingsflügel und ›stilt‹ unsere Sehnsüchte nach Vertiefung, Begegnung und Erfüllung.

Pausen sind Zwischen-Räume. Dieses Zwischen haben wir zu lange missachtet. Im Zwischen klopft das Neue an!

Dieses Zwischen verkümmert ohne die notwendige Ernährung durch Zuwendung. Pause ist Spiel-Raum! Und was kann sich da alles ereignen und ›ein-spielen!‹«

Günther Dellbrügger leistet einen Beitrag zur Entdeckung der Pause. Je stärker wir unter der Atemlosigkeit unseres modernen Lebens leiden, desto notwendiger wird es, wieder einen Sinn für die Pause zu bekommen, für das Schöpferische und Heilsame, das in ihr liegt. Unsere pausenlose Gesellschaft bedarf einer neuen Zeitkultur.

Ein Ratgeber zu einem vernachlässigten Thema und ein Schlüssel zu neuer Kreativität zugleich.

Urachhaus | www.urachhaus.com

Nur der Teufel hat keine Zeit

Liebe Leserin, lieber Leser,

in einem der bekanntesten Sätze aus der Offenbarung des Johannes heißt es: Der Teufel weiß, dass er wenig Zeit hat (Offb 12,12). Wenig Zeit – bis was geschieht? Wahrscheinlich die Wiederkunft Christi, das letzte Gericht, das Reich Gottes. Ist das als Trost für die Urchristen gedacht gewesen? Hat der Widersacher nur noch eine kurze Frist, uns auf seine Seite zu ziehen? Lläuft seine Uhr ab, und hören dann die Bedrohungen auf? Müssen wir nur noch eine kleine Weile durchhalten?

Für den Philosophen Hans Blumenberg bedeutet dieser Vers heute keinen Trost mehr, denn wer glaubt schon noch, dass die Zeit des Bösen begrenzt sei.¹ Es verhalte sich vielmehr so, dass Zeitmangel für die Entstehung des Bösen verantwortlich ist. So lässt sich die Apokalypse ja auch lesen: Der Grund für den gefährlichen Zorn des Teufels liegt darin, dass er keine Zeit hat: »... und er hat einen großen Zorn, *da* er weiß, dass er (nur noch) eine kurze Frist hat.«² Die »Enge der Zeit ist die Wurzel des Bösen«, so Blumenberg. Das gilt für den Menschen insofern, als er erlebt, dass seine Lebenszeit verglichen mit der Weltzeit verschwindend gering ist. Als einziges Lebewesen weiß er um seine Endlichkeit und lebt doch mit einer Sehnsucht nach dem Unendlichen. Der Tod ist ihm ein Ärgernis. Aus ihm heraus wird er böse, weil er nicht all das bekommen kann, was die Welt bietet. Im Paradies, in dem es den Tod nicht gab, hatte der Mensch alle Zeit der Welt. Er war nicht begrenzt. Für Blumenberg ist es also nicht der »Sündenfall«, der den Tod nach sich zieht, sondern das Böse im Menschen ist eine Folge des Bewusstseins von der Begrenzung durch den Tod. Die endliche Zeit schafft jenes Missverhältnis, das den Menschen in die Unrast treibt: Er ist ein Wesen mit endlicher Lebenszeit und unendlichen Wünschen. Hier setzt der Teufel seinen Hebel an. Ständig erliegen Menschen der Verführung, immer noch schneller sein zu

wollen, um Zeit zu gewinnen und mehr von der Welt zu haben.

Tatsächlich ist es ein Grundübel unserer Existenz, ständig in dem Gefühl zu leben, keine Zeit zu haben. In der Hast wird dieses Gefühl zu einer Krankheit. Auch dafür besteht heute ja einiges Bewusstsein, denn immer häufiger ist von Entschleunigung die Rede oder davon, dass man sich für etwas mehr Zeit nehmen möchte.

Doch kann eine erlebte Zeitgrenze auch etwas sehr Schönes haben. Als in meinen Sommerferien an einem wunderschönen Strand in der Bretagne die Sonne unterzugehen »drohte«, sollte der Tag mit einem Abendessen am Meer in der nahe gelegenen Crêperie gekrönt werden. Das wollten bei bestem Wetter auch viele andere, die eben noch schwimmen oder beim Wellenreiten gewesen waren. Man hatte das Gefühl, sich eilen zu müssen, um noch einen Platz zu bekommen. Dann gab es Plätze, aber die schienen reserviert, man sollte warten, bis man einen Tisch zugewiesen bekäme. Und wir warteten nicht allein. Über allem schwebte eine immer tiefer stehende Sonne, die die Gesichter goldener und freundlicher werden ließ. Die jungen und originellen Menschen von der Bedienung hatten alle Hände voll zu tun, und sie eilten sich, aber irgendwie ging es ohne Hast, sondern im gemeinsamen Erleben einer außerordentlichen Stimmung, die nicht allzu lange anhalten würde. Im Wissen um die Kostbarkeit der Stunde wurde man sogar geduldig. Alle genossen die unerhörte Gunst des Augenblicks und gönnten sie auch jedem anderen. Solche Stunden, ja Minuten sind selten, aber genau deshalb sind sie wunderbar. Die Grenze gehörte zu einer Schönheit, die der Teufel nicht kennt.

Einen goldenen Herbst wünscht Ihnen

Ihre



1 Vgl. Hans Blumenberg: *Lebenszeit und Weltzeit*, 2. Teil: »Apokalypse und Paradies«.

2 Zürcher Bibel; Herv. R.E.

Inhalt | Die Christengemeinschaft | Oktober 2016

hingeschaut

11. September 2001 – 11. September 2016 5
Ulrich Meier

Künstlerporträt

Christiane Paul Krenkler 6

religiöses Leben

Leben mit dem Evangelium:
Ein himmlischer Bote 7
Martin Merckens

Gleichnisreden: Die vielen Eingeladenen
und der eine Ausgeschlossene 8
Ulrich Meier

Inkarnation: Die Freiheit des Anfangs.
Geburt und Initiative 10
Ruth Ewertowski

Trinitarisches Menschenverständnis
und Freiheit 12
Jörg Ewertowski

Thema

Der langsame Gang des Lebens 17
Frank Peschel

Langeweile 19
Kirsten Rennert

Geduld 23
Ruth Ewertowski

»Gott schenkt die Nüsse,
aber er knackt sie nicht auf« 24
Helgo Bockemühl

Der Hase und der Igel 25
Tarik Özkök

Geld oder Leben? 27
Andreas Büttner

Austausch

Zu Übersetzungen der Evangelien 30
Herwig Judex, Ulrich Meier

erzählt

Das Schwert ergreifen 33
Engelbert Fischer

Das Schlachtmesser und der Geduldsstein 34
Eleni Tsoukaná

Biografisches

Unabhängig, unbestechlich, ungehorsam
(Uwe Johnson) 35
Jürgen Raßbach

Bücher

Kindheitskräfte als göttliche Kräfte
pflegen und erhalten (Selg) 40
Ruth Jäger

25 Jahre Commissario Brunetti (Leon) 41
Ulrich Meier

in eigener Sache

Neues aus der Redaktion 42

persönlich befragt

Ruth Ewertowski 43

Veranstaltungen

Impressum 45

11. September 2001 – 11. September 2016

Göttliche Macht und menschlicher Gehorsam

Ulrich Meier

Die Anschläge auf das World Trade Center in New York vor 15 Jahren haben – vor allem durch die vielfältigen Reaktionen auf dieses weltbewegende Ereignis und die dadurch ausgelösten Folgen – das beginnende 21. Jahrhundert entscheidend geprägt. Als eine der Auswirkungen lässt sich eine neu aufgekommene Skepsis nicht weniger Zeitgenossen gegenüber Anhängern religiöser Glaubensrichtungen beobachten. Der Missbrauch von Religion durch Fundamentalisten und Fanatiker wird dabei nicht grundsätzlich von einer authentischen und friedensstiftenden religiös fundierten Lebenspraxis unterschieden. Die entsprechende These des bekannten britischen Atheisten Richard Dawkins lautet: Religion ist der Hauptgrund für Gewalt und Krieg. Solchen Aussagen liegt die Auffassung zugrunde, dass innerhalb religiöser Systeme dem Willen Gottes – oder dem, was man dafür ausgibt bzw. hält – unbedingter Gehorsam geschuldet werden müsse.

Der 11. September 2016 fiel auf einen Sonntag, an dem in der Christengemeinschaft das Evangelium von der Heilung der zehn Aussätzigen (Lk 17,11–19) gelesen wurde. Darin lassen sich zwei Geschehnisse unterscheiden, die das Verhältnis von göttlichem Gebot und menschlichem Glauben in unterschiedlicher Weise erkennbar machen: Alle zehn Aussätzige folgen zunächst der Anweisung Jesu, sich den Priestern zu zeigen – das entspricht den Geboten im antiken Judentum für vom Aussatz Geheilte. Zwar bemerken die Aussätzigen ihre Reinigung erst, als sie bereits unterwegs sind, dennoch folgt ihr Verhalten dem bekannten Muster, einem Gesetz oder Gebot Folge zu leisten. Jesus prägt dabei den Männern nicht seinen persönlichen Willen auf, sondern bleibt bei dem Gesetz Gottes, das allgemein bzw. für das ganze Volk Israel gilt.

Natürlich kann man religiöse Gesetze und Gebote grundsätzlich in Frage stellen, weil man

sie mit seinem Verständnis von individueller Verantwortung nicht vereinbaren kann. Ein religiöses Gesetz wirkt aber eigentlich niemals ohne menschliche Verantwortung. Oft ist es so, wie bei der Heilung der Aussätzigen: Jesus trägt die Verantwortung für die Aufforderung an die Männer und diese setzen ihre persönliche Verantwortung mit dem in Übereinstimmung, was ihnen Jesus gesagt hat. Sowohl die Auslegung von Überlieferungen als auch deren Aneignung für das konkrete Handeln unterliegen individuellen menschlichen Erkenntnis- und Entscheidungsvorgängen. Der damit verbundenen Verantwortung kann sich jedenfalls heute niemand entziehen. Der göttliche Wille muss dabei nicht als etwas erlebt werden, was den menschlichen Willen ersetzt, sondern der Mensch kann entscheiden, den göttlichen Willen in seinen eigenen Willen aufzunehmen.

Im Evangelium ist nun jedoch von einem zweiten Ereignis die Rede: Einer der Männer entscheidet sich, ohne ein Gesetz oder Gebot, umzukehren: »Einer aber von ihnen kehrte zurück, als er sah, dass er geheilt war, und pries Gott mit lauter Stimme; und er fiel aufs Angesicht zu seinen Füßen und dankte ihm; und das war ein Samariter« (Lk 17,15–16). Folgt man diesem Gang des Geschehens, wird damit ein religiöser Bereich sichtbar, der aus einem freien Willen hervorgeht: Die Zuwendung zu Gott in Lobpreis und Dank. Davon spricht Christus, wenn er sagt: »Dein Glaube hat dich gerettet« (Lk 17,19). Das griechische Wort *pisteuein*, das auch als »Vertrauen« übersetzt werden kann, redet gerade nicht von der Trennung zwischen Gebieter und Gehorsamem, sondern weist auf einen Aspekt von Religion, der sich in der vom Menschen ausgehenden inneren Verbindung zu Gott ausspricht. Solche religiöse Erfahrung nennt man von alters her »Mystik« – sie eignet sich in keiner Weise zur Begründung von Gewalt und Krieg.

Ulrich Meier,
geboren 1960,
Pfarrer, Redakteur,
Seminarleiter,
Hamburg

C.P. Krenkler:
New York, 2015/16

[Orin geht offensiv mit seiner Wohnungslosigkeit um und thematisiert diese unter anderem in einem Blog. Er ist Künstler und verdient sein Geld mit Porträt-Skizzen der New Yorker in der Subway. Wenn er zeichnet, zaubert er den Menschen ein Lächeln ins Gesicht, und sie beginnen miteinander zu kommunizieren, statt nur auf ihr Smartphone zu schauen. Die besten Porträts behält er aber für sich. Er plant in New York eine große Ausstellung mit dem Titel: »home more or less«. Obdachlose Künstler werden ihre Werke zeigen.]



©C.P. Krenkler

Künstlerporträt Christiane Paul Krenkler

Seit ihrer Arbeit über die Esso-Häuser auf der Hamburger Reeperbahn beschäftigt sich die Fotografin CP Krenkler mit dem Thema Stadt und wie diese funktioniert. In New York, wie zuvor in Hamburg, beobachtet sie zunächst und versucht zu allererst, die Stadt zu verstehen und ihre Schwingungen zu begreifen. Diese Beobachtungen schlagen sich in ihrem New York-Blog nieder, den sie vom ersten Moment an führte.

Ihre fotografische Auseinandersetzung baut sich in einem Spannungsfeld auf: zwischen der beeindruckenden, fast schon erhabenen Architektur der Wolkenkratzer und den Menschen, die im Tempo der Gentrifizierung (Abwanderung ärmerer und Zuzug reicherer Bevölkerungsgruppen) nicht mithalten können. Es ist eine neue Gesellschaftsschicht entstanden, die der »working poor«: Obdachlose, die arbeiten, ein normales Leben aufrecht er-

halten, aber nicht mehr in der Lage sind, die exorbitanten Mieten zu bezahlen. CP Krenkler fotografiert beides: die Architektur und die Menschen, die in ihr keinen Platz mehr finden. Ihre Unvoreingenommenheit ermöglicht es ihr, einen besonderen Zugang zu den Menschen zu bekommen. Sie zeigt die Problematik der Gentrifizierung, jedoch ohne dabei zu moralisieren. Ihre Herangehensweise ist ungewöhnlich. Ihre Architektur-Fotografie ist auf einem technisch hohen Niveau. Sie fotografiert mit dem Stativ und nimmt sich hierfür viel Zeit. Zeit, auf eine spannende Wetterstimmung und das perfekte Licht zu warten.

Ihre Fotos von Menschen sind dokumentarisch. Hier muss sie schnell arbeiten. Es geht um den so berühmten »richtigen Augenblick« (Robert Capa). Eines tut sie jedoch immer: Sie steckt sehr viel Herzblut in ihre Arbeit.

**C. P. Krenkler –
Photography**
Paul-Roosen-Str.47,
22767 Hamburg
cp@krenkler.eu
www.krenkler.eu



©C.P. Krenkler

Leben mit dem Evangelium | Ein himmlischer Bote

Martin Merckens

Beschuhet eure Füße mit der Bereitschaft, den Frieden zu verbreiten als die Botschaft, die von den Engeln kommt. (Eph 6,15)

Immer wieder machen Menschen die Erfahrung, dass Nöte und Ängste aus tieferen Schichten des Seins emporsteigen und sich wie dunkle Wolken im Seeleninneren einnisten. Die eigene Seele verdunkelt sich, sie wird blind und eng. Sie verliert sich vielleicht sogar. Dann geht das Wichtigste verloren: die tragende Wahrhaftigkeit, der schöpferische Friede, der starke Glaube, das gesunde Denken, der lebendige Geist.

Wir leben in einer Zeit, in der sich Angst um den äußeren Weltfrieden breit macht. Daher sei der Friede als eine Willenstatsache

des Menschen jetzt besonders hervorgehoben. Frieden kann man weder im inneren noch im äußeren Leben erzwingen, aber ihm die Rahmenbedingungen bereiten – das ist möglich. So offenbart er sich uns als die »Botschaft, die von den Engeln« uns zuströmt. Wer Frieden schafft, öffnet sich und lässt den Egoismus schweigen. Wer das in seiner Seele noch nicht vermag, kann immerhin in die Welt blicken und sich auf die Suche nach Vorbildern machen, von denen er lernen kann. Mein Glaube ist fest darin, dass jeder fündig und dadurch beschenkt werden kann.

Martin Merckens,
geboren 1963,
Pfarrer, Stuttgart

Gleichnisreden | Die vielen Eingeladenen und der eine Ausgeschlossene

Ulrich Meier

»Und Jesus antwortete und redete wieder in Gleichnissen zu ihnen und sprach: Gleich ist das Reich der Himmel einem Menschen, einem König, der seinem Sohn die Hochzeit bereitete. Und er sandte seine Knechte aus, um die Eingeladenen zur Hochzeit herbeizurufen; und sie wollten nicht kommen. Wiederum sandte er andere Knechte aus und sprach: Sagt den Eingeladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit. Kommt zur Hochzeit! Sie aber kümmerten sich nicht darum und gingen weg, der eine auf seinen Acker, der andere an seinen Handel. Die Übrigen aber ergriffen seine Knechte, misshandelten und töteten sie. Der König aber wurde zornig und sandte seine Truppen aus, richtete jene Mörder zugrunde und setzte ihre Stadt in Brand. Dann sagt er zu seinen Knechten: Die Hochzeit ist zwar vorbereitet, aber die Eingeladenen waren nicht würdig. So geht nun hin zu den Endpunkten der Wege, und so viele immer ihr finden werdet, ladet zur Hochzeit ein« (Mt 22,1–9).



Rembrandt Harmensz. van Rijn, Gleichnis von der königlichen Hochzeit, um 1648/1649

Ulrich Meier, geboren 1960, Pfarrer, Redakteur, Seminarleiter, Hamburg

In der außerordentlich dramatischen Zeitfolge der Gleichnisbilder folgen die Erfüllung des Anfangs – das königliche Hochzeitsmahl – und das Scheitern des einen Menschen, der vom Mahl ausgeschlossen wird, unmittelbar aufeinander. Sie bilden ein abruptes Ende, das keinen guten Ausgang erkennen lässt. Wollte man die Gleichnisse vom Fokus der Erzählungen her unterscheiden, dann ist die Königliche Hochzeit anders als das dem schöpferischen Anfang nahe Sämannsgleichnis ein Ereignis, das seine Dynamik vom Ende her empfängt. Die Hörer werden nicht in Lebensvollzüge hineingeführt, sondern dazu aufgerufen, ihr Leben zu verlassen, um an den Ort der Erfüllung zu gelangen: In den Saal, in dessen Inneren der König seinem Sohn die Vermählung zubereitet hat. Das Reich der Himmel ist eine Verheißung, in die die Eingeladenen hereingerufen werden.

In drei Stufen hören wir das Scheitern dieser königlich-göttlichen Berufung: Wie beiläufig klingt noch das »sie wollten nicht kommen«. Beim zweiten Ruf steigert sich dies vom Nicht-Kümmern über das Weggehen zum Misshandeln und Töten der Rufer. Nun folgt bei der dritten Aussendung vom König kein weiterer Ruf, sondern Zorn, Feuerbrand und Zugrunderichten der Gewalttäter. Was kann nach dieser todbringenden Eskalation noch folgen? Wie soll unter diesen Voraussetzungen noch eine Hochzeit gefeiert werden? Der König aber resigniert nicht vollständig, sondern wendet sich jetzt mit seiner Einladung an alle, die willens sind, ohne weitere Voraussetzungen von den Wegen her zum Zielort des Hochzeitsmahls zu kommen. Welche Wendung in den Absichten des Königs: Er lässt seine ursprüngliche, mit wachsender Dringlichkeit vorgebrachte Absicht los, die zur Hochzeit Bestimmten zu versammeln – einzig das Ziel des Hochzeitsfestes bleibt bestehen, und die Hörenden warten mit Spannung, ob diese so ganz andere Einladung an die zufällig auf den Wegen Befindlichen gelingen wird.

»Und jene Knechte gingen hinaus auf die Wege und brachten alle zusammen, die sie fanden, Schlechte wie Gute. Und der Hochzeitssaal wurde voll von Gästen. Als aber der König hereinkam, die zu Tische Liegenden anzuschauen, sah er dort einen Menschen, der nicht mit einem Hochzeitskleid bekleidet war. Und er spricht zu ihm: Freund, wie bist du hier hereingekommen und hast kein Hochzeitskleid? Der aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Füße und Hände, und werft ihn hinaus in die äußerste Finsternis; dort wird Heulen und Zähneknirschen sein. Denn viele sind Eingeladene, wenige aber Auserlesene« (Mt 22,10–14).

Mit all denen, deren Würde offenbar allein darin liegt, dass sie der Einladung zur Hochzeit folgen, gelangen auch wir Hörenden in den königlichen Innenraum des Mahles. Schon wächst die Hoffnung auf das Erleben einer freudigen Erfüllung dessen, was der König seinem Sohn bereitet hat. Aus den Augen des einen Menschen, der vom König angesehen und angeredet wird, kommt uns bereits das königliche Antlitz und seine Stimme nahe, da wirft uns der Inhalt des Gesagten aus dem Einswerden heraus. So sehr sich die Bibelerklärer aller Zeiten um ein Verständnis der Fesselung und des Hinauswerfens bemüht haben, eine hochzeitliche Freude über Heulen und Zähneknirschen des Gebundenen in der Finsternis wird sich dadurch wohl kaum erreichen lassen.

So selbstverständlich und überraschend, wie die Vielzahl der Gäste von den Wegen her die Schwelle zum Hochzeitssaal passiert, so schmerzhaft muss der eine Mensch ohne Hochzeitskleid die Schwelle fühlen, die ihn am Ende als einen in »äußerster Finsternis« Gebundenen von dem trennt, was ihm als hochzeitliche Erfüllung schon erreichbar schien. Die Komposition der Bilderreihe ist so aufgebaut, dass sich die Hörer schließlich mit dem Ausgeschlossenen und seinem unverständlich harten Los identifizieren. Dabei ist keine Frage: Jesus möchte dieses Gleichnis nicht mit einer positiven Auflösung schließen, sondern es lässt die Hörer zusammen mit dem Herausgeworfenen ratlos zurück. Der Blick zurück auf die Ereignisse im zweiten Teil des Gleichnisses zeigt: Der Ausschluss wiegt in der eigenen Empfindung fast schwerer als das Unvermögen der Eingeladenen, zur Hochzeit zu finden. Zwar war ich fähig, das Eigene zu verlassen. Auch war ich einmal im Inneren des Saals. Was mir jetzt noch fehlt, ist der geheimnisvolle Schlüssel des Hochzeitskleids. Was mir bleibt, ist die Sehnsucht nach dem Verlorenen. Gerade darum geht es aber vielleicht.



Cecilia Samartin

Nicht die Nacht allein

Aus dem Amerikanischen von Dieter Fuchs

414 Seiten, gebunden mit SU

€ 22,90 (D) | ISBN 978-3-8251-7950-2

Ab 15. Oktober neu im Buchhandel!

☞ auch als eBook erhältlich

Die Nacht singt ihre Lieder

Still und zurückgezogen wollte Ana ihr Leben verbringen, weit weg von ihrer Heimat, um die schrecklichen Ereignisse ihrer Jugend im Bürgerkrieg von El Salvador zu vergessen. Dann aber führt das Schicksal sie als Kindermädchen in die wohlhabende Familie Trellis. Schon bald bemerkt sie, wie brüchig das vermeintliche Familienglück ist. Und doch wartet hier etwas auf sie, wonach sie ihr Leben lang gesucht hat, ohne es zu wissen ...

Cecilia Samartin hat mit der sanften, aber grenzenlos aufrichtigen Ana eine faszinierende Frauengestalt erschaffen.

Ein Roman über all das, was die wahre Stärke eines Menschen ausmacht – und über eine Liebe, die auch die tiefsten seelischen Wunden zu heilen vermag.

Urachhaus | www.urachhaus.com

Inkarnation

Die Freiheit des Anfangs. Geburt und Initiative

Ruth Ewertowski

Ohne den Menschen würde sich die Welt zwar weiterentwickeln, aber nicht im Sinne einer wirklichen Veränderung, sondern mehr im Sinne einer Fortsetzung und Entfaltung dessen, was schon da ist. Ohne den Menschen gäbe es keine Neuanfänge in der Welt, kein eigentliches Werden, keine Geschichte, sondern nur den Ablauf von Prozessen und Metamorphosen. Allein der Mensch kann neue Anfänge setzen.

Die Philosophin und Politologin Hannah Arendt nennt diese außerordentliche Fähigkeit des Menschen seine »Geburtlichkeit« (Natalität).¹ Ein eigenartiger Begriff, der, vom Ereignis der Geburt ausgehend, das als eine Kompetenz versteht, was einerseits mit dem Menschen geschieht und was er andererseits aktiv veranlasst. Im Geboren-Werden ist er Subjekt und Objekt in einem: Er ist sein Faktum – eine Tatsache, die es so zuvor nicht gab. Er ist Anfang und Anfänger zugleich, ein Neuankommeling, der Neues in diese Welt bringt.

Einen Anfang machen heißt für Hannah Arendt vor allem: der Mensch handelt. Er steht in Interaktion mit anderen Menschen. Sein Tun und Lassen ist immer Drama (= Handlung). Insofern er dabei wirklich initiativ ist, sind seine Handlungen weder von einer Notwendigkeit bestimmt noch zufällig. Sie sind frei. Mit eben dieser Anfangsfähigkeit ist der Mensch dazu begabt, die Welt zu verändern. Die Geburt eines Menschen wird hier zur Metapher für alle Ereignisse, die etwas Unerwartetes bringen, das bei aller mütterlichen Erwartung (engl. *expecting* = erwartend, schwanger) doch unvergleichlich und bislang ungekannt ist.

In dieser einen Anfang setzenden Kraft liegt ein Freiheitsbegriff, der sich abhebt von dem, was wir in ethischen Zusammenhängen meist mit ihm verbinden. Sind wir es gewohnt, Freiheit z.B. als Selbstbestimmung und Loslösung aus einem göttlichen Urgrund zu sehen, mit der

die Moralität und damit auch die Verantwortung des Menschen beginnt, so ist die geburtliche Initiativkraft des Menschen nichts, was er erst erlangen muss, sondern etwas, was ihm schon gegeben ist. Kennen wir Freiheit von Rudolf Steiner her als ein Ideal, zu dem sich der Mensch hinentwickeln kann und das er um so mehr verwirklicht, je mehr es ihm gelingt, intuitiv aus der reinen Ideensphäre, die allen Menschen gemeinsam ist, zu handeln, so liegt dem eine Freiheitsidee zugrunde, nach der sich der Mensch ganz individuell ein gutes Handeln erst erobern muss. Frei ist er, wenn er sich dazu entwickelt hat, sich selbst so folgen zu können, dass er im respektvollen Einklang mit dem Willen anderer steht, die ihre moralischen Ideen aus derselben Quelle schöpfen wie er selbst, aber in ihrem Handeln auch immer nur mehr oder weniger viel davon verwirklichen können. In diesem Freiheitsverständnis spielen das Lernen und die Selbsterziehung eine bedeutende Rolle. Die Anfang setzende Kraft hingegen ist nichts Erworbenes, sondern etwas Angeborenes. Ja, es ist das Prinzip der Geburt selbst, das der Mensch übernimmt. Seine Freiheit liegt in der Spontaneität, oder anders gesagt: sie ist seine Genialität. Als Genie (lat. *genius* = erzeugende Kraft) ist der Mensch ein Abbild Gottes, dessen Schöpferkraft Ausdruck jener Freiheit ist, die das Unerwartete in die Welt bringt.

Von Neuem

Aus theologischer Sicht wird Hannah Arendts Geburtlichkeit gern als eine Schöpfung Gottes – nicht aus dem Nichts, aber – aus dem Niemand verstanden: Gott erschafft aus dem Niemand einen Jemand, den es vorher nicht gab. Der Anfang jedes Menschen liegt bei Gott. Wir können über ihn nichts sagen, denn sonst würde dieser Anfang in die Machbarkeit geraten und wür-

¹ Vgl. v.a. Hannah Arendt: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, zuerst erschienen 1958 in den USA unter dem Titel *The human condition*. Die deutsche Fassung erschien zuerst 1960.

Dr. Ruth Ewertowski,
geboren 1963,
Autorin und
Redakteurin,
Stuttgart

de antastbar werden.² Ein Anfang, der bedingt ist, lässt sich planen und einrichten, er ist nicht schöpferisch. Genmanipulationen etwa sind selektive Fortschreibungen ohne die Potenz des Anfangs.

Aus anthroposophischer Sicht, zu der die Reinkarnation gehört, geht jeder menschlichen Geburt schon einiges voraus. Ist sie deshalb kein Anfang, sondern nur eine Fortschreibung?

Aus der Perspektive der wiederholten Erdenleben steht die diesmalige Geburt eines Menschen in der Konsequenz anderer vorangegangener Leben, so dass seine neue Inkarnation sowohl kausale als auch finale Ursachen hat. Der Mensch verdankt sein neues Auftreten in dieser Welt den Bedingungen, die er sich in einem früheren Leben selbst geschaffen und für ein neues Leben ausgesucht hat. Insofern beerbt er sich selbst und ist seine eigene Fortsetzung mit Zielen, die etwas mit seiner Vergangenheit zu tun haben. – Ist das unvereinbar mit der Geburtlichkeit bei Hannah Arendt, die so emphatisch von einem Anfang spricht? – Ich denke nicht. Ja, vielleicht ist es sogar so, dass wir gerade durch Arendts so betont gedachte Anfänglichkeit erst jenem Phänomen der Schwelle wirklich gerecht werden können, das für den Daseinswechsel, den wir »Inkarnation« nennen, steht. Die Geburt setzt eine radikale Zäsur. Der Eintritt in die irdische Welt ist nicht einfach die Fortsetzung des Lebens in der geistigen. Die Schwelle muss vielmehr in ihrer ganzen Dramatik gedacht werden, die zwei grundverschiedene Daseinsweisen miteinander verbindet. Sie ist kein bloßer Hubbel auf einem Weg, der ansonsten mehr oder weniger geradlinig weiterführt.

Die Geburt als Inkarnation ist immer die Unterbrechung eines Kontinuums. Im Tierreich ist das neue Wesen keine Unterbrechung, sondern ein weiteres Abbild des Urbildes. Ein Tier inkarniert sich nicht. Es ist das Ergebnis der Fortpflanzung seiner Gattung. Der Mensch aber bringt mit seiner Inkarnation Neues in die Welt. Diese Kraft des Anfangs ist Ausdruck seiner Unabhängigkeit, seiner Freiheit.

Die Frage aber ist, ob diese Freiheit nur ganz und gar voraussetzungslos gedacht werden kann

oder ob sie nicht gerade in einem kreativen Verhältnis zu bestimmten Gegebenheiten liegt.

Es gibt zwei Gefahren, die zu bedenken sind: Versteht man die Geburtlichkeit Hannah Arendts als absoluten Anfang ohne jede Vorgeschichte, so wird die Freiheit dieses Anfangs zur Zufälligkeit oder Willkür. Dem steht auf der Seite des Reinkarnationsgedankens die entgegengesetzte Verfehlungsmöglichkeit gegenüber: Der »neu«geborene Mensch droht zum bloß ausführenden Organ der Ziele eines vorgeburtlichen »höheren« Selbst zu werden. Als reine Entelechie, also als etwas, das sein Ziel (Telos) schon in sich trägt, ist der Wille nicht frei. Denken wir ihn aber als mit der Kraft des Anfangs begabt, also im Sinne der Geburtlichkeit, so kann sich der Mensch in ein Verhältnis zu sich selbst setzen, in dem er weder willkürlich noch abhängig, sondern schöpferisch ist.

Der Mensch tritt als Geistwesen in die Natur ein. Die Natur ist sein Schicksal, aber nicht so, dass es ihn bestimmt, sondern so, dass er nur in ihr neue Anfänge setzen kann. Geburtlich im Sinne einer Begabung zum Anfang ist er auch dann, wenn ihm etwas begegnet, wenn er in eine Welt hineingeboren wird, die auch der Spiegel seiner Vergangenheit und seiner Aufgaben ist. Sein Vermögen zu handeln, heißt nicht, dass er nur reagiert, aber es heißt auch nicht, dass da vorher nichts war. Es heißt vielmehr, dass der Mensch etwas unterbrechen kann, dass er verwandeln kann. – In diesem Sinne ist die Geburt eine Metapher für das, was die Voraussetzung für die Einkehr ins Reich Gottes ist. Der Mensch muss das Bisherige unterbrechen. Er muss von Neuem geboren werden. Das ist etwas, was mit ihm geschieht und was er doch auch selber machen muss. Auf jeden Fall ist diese Geburt nicht voraussetzungslos. Sie ist Neu-Geburt. Sie ist kein Wunder, das aus dem Nichts kommt, sondern die Kraft der Verwandlung. Das ist das, was Initiation bedeutet: einen Neu-Anfang setzen. Das erfährt Nikodemus, als er Christus in der Nacht aufsucht: »Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, dass jemand von Neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen« (Joh 3,3).

2 Vgl. Karin Ulrich-Eschemann: *Vom Geborenwerden des Menschen, Theologische und philosophische Erkundungen*, Münster 2000, S. 78.

Trinitarisches Menschenverständnis und Freiheit

Vom Umgang mit dem Schicksal jenseits von Fatalismus und Selbstüberhebung

Jörg Ewertowski

Das geheime Bündnis

Marjorie hat eine klare Vorstellung von ihrem Leben. Die ausgebildete Krankenschwester will mit ihrem Mann zusammen prächtige Kinder bekommen und die Familie weiterführen. Ganz anders sieht der Lebensentwurf Esthers aus, die sich eine Zukunft als berühmte Modeschöpferin vorstellt und sich deshalb von ihrem Verlobten trennt. Nun stellt sich jedoch heraus, dass Marjorie keine Kinder bekommen kann. Sie verzweifelt, hadert mit Gott, der ihr so etwas antut, und geht nicht mehr in die Kirche, da ihr die Tröstungsversuche des Pfarrers hohl vorkommen. In dieser ausweglosen Situation bekommt sie überraschend Besuch von Esther. Auch deren Vorstellungen von der Zukunft wurde ein Strich durch die Rechnung gemacht: Sie ist ungewollt schwanger.

Beide Frauen erleben sich auf komplementäre Weise jeweils massiv in der Verwirklichung ihres Lebensplans gehindert und deshalb als »vom Schicksal geschlagen«. Das Zusammentreffen beider so gegensätzlicher Schicksalssituationen eröffnet damit aber wie zum Ausgleich, als eine Art guter Fügung, die Möglichkeit einer Adoption. Doch die beiden begnügen sich nicht mit dem kleinen Finger dieser Fügung, sie wollen die ganze Hand: Esther will weder abtreiben, noch ein Kind erziehen. Und Marjorie will kein adoptiertes, sondern ein eigenes Kind aus dieser Situation heraus schlagen. So kommt zwischen ihnen nach und nach eine radikale Idee auf: Esther wird sich in Marjories abgelegenen Wohnwagen einquartieren, niemand wird von ihrer Schwangerschaft erfahren. Marjorie wird zusammen mit dem Neugeborenen in einem fernerem Krankenhaus erscheinen, von einer Niederkunft unterwegs sprechen, sich eine Ge-

burtsurkunde ausstellen lassen und in einer fernen Stadt ein neues Leben mit einem ganz und gar »eigenen« Kind beginnen. Es wird ein Pakt. Zu ihm gehört die bedingungslose Geheimhaltung. Esther würde die »Schande« der unehelichen Schwangerschaft und Marjorie die der Unfruchtbarkeit erspart bleiben.

Marjorie ist eine der weiblichen Hauptfiguren des Romans »Brautflug« von Marieke van der Pol. »Marieke« hat also als Autorin ihrer Heldin Marjorie – so könnte man sagen – den Schicksalsschlag der Kinderlosigkeit zugeschrieben. Sie hat auch das Treffen ihrer Heldin mit Esther eingefädelt. Hat sie nun auch Marjories resolute Handeln so verfügt? »Realistisch« genommen ist das bei dem Roman »Brautflug« wie bei jedem anderen Roman natürlich so. Der Held ist das Werk seines Autors. Beim Lesen fühlt es sich allerdings nicht so an. Nur bei schlechten Romanen wirkt alles konstruiert. Und wie ist es mit den Lebensgeschichten, deren »Helden« wir sind? Gibt es hier neben uns noch einen Autor? Als Antworten stehen im Raum: Es gibt keinen, es ist Gott, es ist unser »höheres Ich«.

Keine »Freudsche Fehlleistung«, sondern geschichtlicher Sinn

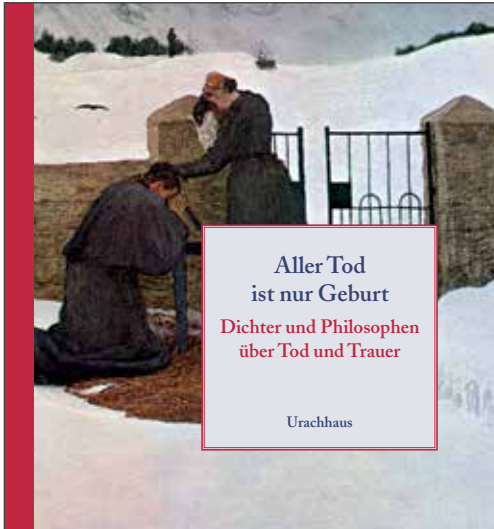
Sowohl der Held eines Romans wie auch wir alle als die Helden unserer Lebensgeschichten *handeln*. Ein Autor hingegen schafft den Zusammenhang, die Gestalt des Ganzen, die die Handlungen der Menschen, das, was ihnen dabei »dazwischen gekommen« ist, und das, was sich unerwartet doch noch gefügt hat, miteinander verbindet. Und wie bei jedem Kunstwerk

ist dieser Zusammenhang weder nur die Summe der einzelnen Vorgänge noch eine zuvor gefasste Idee, die die Einzelheiten bestimmen würde. Der Autor gestaltet die Geschichte vom Ganzen her, und die Handlungen der Menschen bilden Geschichte von den Einzelheiten aus. Im Roman geht zwar beides auf den Autor zurück, unterscheidet sich aber dennoch auch hier. Wenn der Roman ein Kunstwerk ist, erleben wir die handelnden Menschen nicht als Werk seines Autors. Autor und Held haben Eigenständigkeit. Und wenn wir die Romanerfahrung auf das Leben übertragen, dann steigert sich die Bedeutung der Unterscheidung zwischen dem handelnden Helden und dem, der hier möglicherweise als »Autor« gestaltet. Gleich ob im Leben oder im Roman: Dieser Unterschied ist dafür verantwortlich, dass eine *Geschichte* etwas qualitativ anderes ist als eine Abfolge von Vorgängen oder ein Prozess. Zu einer Geschichte gehören unvorhersehbare Wechselwirkungen zwischen den Handelnden und Zufälle, die der Held nicht gewollt haben kann, die aber doch vom Ganzen her gesehen Sinn stiften. Wenn ein exakt konzipierter Plan sich wie am Schnürchen erfüllt, gibt es hinterher allenfalls vom Prozess seiner Durchführung zu berichten oder dessen Gesetzmäßigkeiten zu erklären, aber keine Geschichte zu erzählen. Doch nur bei Geschichten bewegen wir uns im ausgesprochen Menschlichen. Wenn es also einen Autor unserer Lebensgeschichten gibt, dann ist er es, der den einen oder anderen sinnträchtigen »Zufall« eingefädelt und uns vielleicht auch das eine oder andere Hemmnis in den Weg gelegt hat. – Es geht nicht nur um die Frage, ob es ihn gibt, sondern auch darum, wie wir ihn verstehen.

Wir wollen weder dem Nihilismus anheimfallen, der alles außerhalb der bewussten Handlungen zum bloßen Zufall erklärt, noch dem religiösen Fatalismus, für den Gott die Rolle des Autors übernimmt, und wir wollen auch uns selbst nicht als »höherem Ich« diese determinierende Rolle zusprechen. Deshalb nehmen wir an, dass zwischen Gott und uns als den Helden unseres Lebens noch ein Zwischenbereich liegt.

Hier gestaltet der Autor unseres Lebens. Er ist näher bei Gott als wir, aber ebenso wenig mit Gott identisch wie mit uns. Zwischen uns und ihm herrscht eine Freiheitsbeziehung und keine Determination. Wir sind beide miteinander für die Geschichte unseres Lebens verantwortlich. Der Autor wirkt vom Ganzen der Geschichte, der Held vom Zentrum des jeweiligen Lebensmomentes aus. Dieser Autor des Lebens ist deshalb nicht der eigentliche Held, sondern die andere Seite des Helden. Weil er so anders ist und eine Geschichte *gestaltet*, reichen die Kategorien von Mittel und Zweck, mit denen wir als Helden instrumentell *handeln*, für eine Darstellung des Autors nicht zu. Der Autor führt kein vorgesehenes Ende herbei, wenn er gestaltet. Das unterscheidet unsere Auffassung des Lebens als Geschichte von psychologischen Erklärungen, die beispielsweise einen zufällig unterlaufenen Fehler als sogenannte »Freudsche Fehlleistung« erklären, mittels derer »das Unbewusste« instrumentell einen Zweck erreicht, den das Bewusste verdrängen wollte.

Weil wir ernst machen mit dem Begriff der *Lebens-Geschichte*, deshalb stehen wir vor dem Paradox, dass bestimmte Zufälle als Unvorhersehbares und Ungewolltes gerade erst die Würze der Geschichte ausmachen, gerade weil sie Sinn tragen, ohne instrumentell erklärbar zu sein. In ihnen entfaltet sich ein Sinn jenseits des Erklärbaren, den wir im Verstehen der Geschichte durchaus deutlich wahrnehmen. Ein schlechter Roman wirkt konstruiert oder banal, weil sein Autor es nicht schafft, Zufälle darzustellen, die zum Sinnträger werden, ohne dass es »gewollt« wirkt. Als die Schicksalsautoren unseres Lebens sind wir eben echte Künstler und keine verstandesmäßigen Strategen, die etwas »wollen«. Und so unterscheide ich lieber in bildhafter Sprache zwischen dem Menschen als dem Autor seines Lebens und dem Menschen als dem Helden seines Lebens, als die Terminologie vom höheren und vom niederen Ich zu verwenden, die suggeriert, dass das höhere weiß, was für das niedere gut ist. So wie eine fatalistische Religiosität Gott als den allmächtigen Urheber aller Zufälle und Schicksalsschläge ansieht und den Menschen



Olaf Daecke (Hrsg.)
Aller Tod ist nur Geburt
 Dichter und Philosophen über Tod und Trauer
 112 Seiten, durchg. farbig, gebunden
 € 12,90 (D) | ISBN 978-3-8251-5101-0
 Ab 15. Oktober neu im Buchhandel!

»Ich weiß, ich werde zögernd wiederkehren«

Olaf Daecke hat eine umfassende Sammlung dessen zusammengetragen, was uns Dichter und Philosophen verschiedener Epochen und Kulturkreise in Lyrik und Philosophie über den Umgang mit Tod und Trauer hinterlassen haben. Sie bietet Hilfe in schwierigen Lebenssituationen und enthält zahlreiche beliebte wie neu zu entdeckende Gedichte.

Mit **Texten** von Carl Gustav Carus | Michelangelo Buonarroti | Johann-Gottlieb Fichte | Dag Hammarskjöld | Albrecht Haushofer | Karl König | Else Lasker-Schüler | Christian Morgenstern | Novalis | Platon | Rainer Maria Rilke | William Shakespeare | Leonardo da Vinci | Rudolf Steiner | Thornton Wilder u.v.m. und **Bildern** von Rembrandt | Vincent van Gogh | Claude Monet | Caspar David Friedrich | Paula Modersohn-Becker | Camille Corot | Franz Marc u.a.

Urachhaus | www.urachhaus.com

als vorherbestimmt, so droht nämlich auch im Verständnis mancher Menschen das sogenannte höhere Ich das niedere Ich vorherzubestimmen. Wenn ich frage, was mein höheres Ich von mir »will«, mache ich mich unfrei, weil ich den qualitativen Unterschied zwischen dem vom Umkreis her gestaltenden Autor und dem im Zentrum handelnden Ich zu einer Wertung verkehre. Ich mache dann insgeheim mein höheres Ich zum moralischen Superhelden. Egal, ob ich mich diesem unterwerfe oder ob ich mich mit ihm identifiziere, verfehle ich die Freiheit. Wenn ich statt dessen vom »Autor« und vom »Helden« des Lebens spreche, dann verstehe ich beide als gleichwertig und als aufeinander angewiesen. Ich denke ihr Verhältnis zueinander vom oben beschriebenen Wesen der Geschichte her. Deshalb brauchen beide weder zusammengeworfen noch auseinandergerissen zu werden. An diesem Verhältnis innerhalb des einen Menschen hängt die Freiheit. Ich und der Autor meines Lebens sind ein Wesen, auch wenn wir – unter Umständen – nicht eines Willens sind. Es handelt sich dabei um eine Unterscheidung, die der klassisch christlichen Unterscheidung innerhalb des einen Gottes in den Vater und den Sohn so frappierend ähnelt, dass wir uns fragen wollen, wer denn der Mensch in seiner dritten Person ist.

Vom trinitarischen Gottes- zum trinitarischen Menschenverständnis

Es gibt vier Gottesbilder: Der Gott des *Deismus* hat die Welt geschaffen und in Gang gesetzt, greift dann aber nicht mehr in sie ein. Der Gott des *Theismus* hingegen macht das und ist deshalb die Ursache für Wunder oder übernatürliche Fügungen. Der Gott des *Pantheismus* ist der verborgene Hintergrund der Welt; er ist mit ihr identisch, weshalb die Welt als solche göttlich ist. Das vierte ist dann das religionskritische Gottesbild des Philosophen Feuerbach. Für ihn ist der Gott der Religionen eine *projizierte* Wahrheit. Im Gottesbild ahnt der Mensch sein eigenes, noch nicht ans Ziel gekommene Wesen.

Alle vier Auffassungen von Gott haben Berührung mit der Wahrheit und verstellen sie doch auch zugleich. Aber der Prolog des Johannesevangeliums enthält alles das, was diese Vorstellungen ahnen, in einer jeweils durch die Beziehung zwischen Gott und dem Logos erweiterten Form: Die Welt wurde im Anfang durch den Logos geschaffen (erweiterter Deismus), der Logos ist in der Evolution zum Leben der Welt (erweiterter Pantheismus) und dann in den Menschen, die Kinder Gottes heißen dürfen, zu deren eigenem

höheren Wesen geworden (Feuerbach). Aber er wirkt nicht allein als das höhere Selbst der Menschen indirekt in die Welt hinein, sondern er wird selbst Mensch, zu dem einen Menschen Christus Jesus. Der Logos ist Fleisch geworden und handelt in der Welt (erweiterter Theismus). Damit ist der Logos nicht mehr bei Gott – wie im Anfang, sondern bei den Menschen. Und er bleibt das auch als Auferstandener. Jedoch könnte sich im Anblick des Auferstandenen keine menschliche Freiheit entwickeln. Deshalb entfernt er sich in der Himmelfahrt und schickt den pfingstlichen Geist, in dem Gott zugleich anwesend und abwesend ist. Gott ist dreieinig.

Die biblische Schöpfungsgeschichte spricht davon, dass der Mensch zum Ebenbild und Gleichnis Gottes geschaffen wurde. Vor dem Hintergrund des trinitarischen Gottes können wir deshalb auch den Menschen trinitarisch verstehen: Fleischwerdung für uns Menschen geschieht in Geburt und Kindheit. Die Entwicklung des Kindes ist keine Entstehung des Menschen aus einem Zellklumpen. Entweder hat Gott die »Seele« vorab für diese Geburt geschaffen oder sie ist schon älter und hat bereits eine Reinkarnationsgeschichte. In beiden Fällen ist die Entwicklung des Kindes dann ein Inkarnationsvorgang. Wenn der Mensch älter geworden ist, blickt er zurück auf sein Leben und dessen Geschichte. Er sieht sich als den Helden dieser Geschichte und ahnt dabei deren Autor.

So unterscheiden wir im Menschen den vorgeburtlichen Autor, der »beim Vater« ist vom »fleischgewordenen« Helden des Lebens. Und dann gibt es da noch einen Dritten: den Erzähler, der rückblickend von »sich« erzählt und zu ahnen beginnt, dass er eines Wesens mit dem Autor ist. Von ihm können wir sagen, dass in ihm der Geist erweckt ist.

Wiedergeburt zum Bewusstsein des Erzählers

Dazu ist es nun bei Marjorie, der Heldin der anfangs erzählten Geschichte nicht gekommen. Sie hat ihren »Kelch« nicht angenommen, son-

dern kämpft in dem Pakt mit Esther als Heldin ihres Lebens gegen sich selbst als dessen Autorin. Die ersten beiden Personen dieser innermenschlichen Dreieinheit wirken hier nicht zusammen; sie treten in kein fruchtbares Verhältnis zueinander. Mehr noch: In dem beschriebenen Pakt mit Esther hat sich Marjorie verhalten, als wäre sie als Heldin ihres Lebens zugleich auch dessen Autorin. Der Pakt ist ein Zerrbild der gestaltenden Tätigkeit des Autors. Das hat sie in der Folge unfrei gemacht. Die immer angestregtere Verbergung der Wahrheit, die Geheimhaltung des Paktes, wird durch neue Schicksalsereignisse zur Flucht nach Holland führen und die ganze weitere Lebensgeschichte wird durch Verbergung, Vermeidung und Angst vor Enthüllung geprägt sein. Die Folge ist, dass sich Marjorie im Laufe ihres Lebens nur sehr eingeschränkt zur dritten Person, zur Erzählerin ihres Lebens, zum »Geist«, entwickeln kann. Sie findet zu sich als Heldin keinen richtigen Abstand, nachdem sie sich als Heldin zur Quasi-Autorin aufgeschwungen hat. Denn als Erzählerin würde sie in den Bezug zu sich als echter Autorin eintreten.

Wir sind in vielem – nicht in allem! – die Autoren unseres Lebens, allerdings von uns selbst als dessen Helden auch auseinandergelassen durch die Schwelle der geistigen Welt. Durch eine »Wiedergeburt«, eine Geburt des Geistes, wie sie sich idealtypisch in der Lebensmitte ereignet, treten wir in Beziehung zu uns selber und auch zu Gott. In dieser Beziehung gründet die Freiheit. Sie unterscheidet sich von der Notwendigkeit des vorgeburtlichen Autors ebenso wie von der Willkür des Helden. Trinitarisches Menschen- und Gottesverständnis eröffnet diese Freiheit, die weder der Anmaßung verfällt, sich zum Gott zu machen oder ihn zu verleugnen, noch der Gefahr, sich fatalistisch einem äußeren Gott oder »höheren« Ich zu unterwerfen. Denn auch als Autor meines Lebens setze ich mich nicht an die Stelle Gottes. Vielleicht bin ich ihm als der Autor nur etwas näher denn als der Held meines Lebens und beschreite schließlich als Erzähler meines Lebens den Weg zu ihm.



Der langsame Gang des Lebens

Frank Peschel

Wenn er blind war, war er mehr als sehend.« So soll Rudolf Steiner geantwortet haben, als er angesichts des Prager Orloj die Legende hörte, der Uhrmacher sei nach der Fertigung der Uhr geblendet worden. Ein seltsames Wort! Was ist da zu sehen, was man nicht sieht?

Doch zunächst etwas zur Uhr selbst. Der Prager Orloj (abgeleitet von *Horologium*) ist die einzige astronomische Uhr aus alter Zeit, die noch ihr ursprüngliches, wenn auch öfter repariertes und mehrfach verbessertes Werk besitzt. Der Horologist und Schlosser Nikolaus von Kaden hatte es, nach dem ersten unzureichenden Versuch eines Vorgängers, im Jahre 1410 fertiggestellt. Auch der Gesamtanblick des Orloj, wie er sich dem Beschauer heute bietet, ist weitgehend ursprünglich.¹ In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kamen astronomische Uhren in Mode, und so tauchte die Idee dazu wohl zusammen mit dem Bau des Rathausturms auf, der in dieser Zeit errichtet wurde. Großen Anteil daran hatte die Bauhütte Peter Parlers, von der auch der plastische Schmuck um Astrolabium und Kalender stammt. Hatte Parler auch Anteil an der Gesamtkonzeption? Sie verrät jedenfalls einen großen Geist. Die astronomischen Berechnungen für die Darstellung der Bewegungen von Sonne, Mond und Tierkreis mittels Zeigern und Scheiben führte sehr wahrscheinlich der Astronom und Mathematiker Johann Schindel aus, Professor und später auch Rektor der Prager Universität. Die Prager Bürger waren stolz auf ihre Uhr und ließen sie sich etwas kosten.

Wie viele Bauwerke der Hochgotik – zum Beispiel der Altstädter Brückenturm – ist die Uhr in vier Bereiche eingeteilt. Sie bilden die verschiedenen kosmischen Sphären ab, die irdische, lunare, solare und stellare. In der irdischen Sphäre befindet sich der Eingang ins Innere der Uhr. Da hatte der Uhrmacher Zutritt zu allen Teilen des hochkomplizierten Mechanismus.

Die lunare oder ätherische Sphäre beherbergt die Kalenderscheibe, die im Jahr einen Umlauf macht und den Tag mit dem entsprechenden Heiligen anzeigt. Die solare bzw. astrale Sphäre zeigt das Astrolabium, die eigentliche Uhr. Im oberen, stellaren Teil sind zwei Fenster, die sich jede Stunde öffnen. Dann defilieren an der schaulustigen Menge die zwölf Apostel vorbei – ursprünglich auch Christus. Im 19. Jahrhundert wurde über dem Ganzen noch ein goldener Hahn hinzugefügt, der am Ende der Prozession seine Blasebalgstimme erhebt.

Studiert man das Astrolabium genauer, so staunt man, wie vortrefflich in damaliger Zeit die Kenntnis der Himmelsbewegungen war. Das Zifferblatt ist mit zweimal zwölf römischen Ziffern versehen, die die Stunden von Tag und Nacht bezeichnen, so wie wir sie heute kennen. In seinem oberen Teil deutet die blaue Farbe des Hintergrunds auf den Tag. Unten in der Mitte ist ein schwarzer Kreis, der die Nacht anzeigt, dazwischen ein brauner Bereich für Morgen- und Abenddämmerung. Die Mittelachse trägt ein stark exzentrisch gelagertes Rad mit vier Speichen und dem Tierkreis als Kranz. Einmal täglich läuft es um und lässt die Stellung der Tierkreiszeichen am Himmel erkennen. Von zwei selbständigen Zeigern angetrieben, bewegen sich am Tierkreis entlang Sonne und Mond. Der Sonnenzeiger weist auf die aktuelle Stunde. An der Nachbildung des Mondes kann man, neben der Stellung zu Tierkreis und Sonne, noch seine Phase ablesen. So lässt sich sogar aus der Kombination des Umlaufs von Tierkreis und Sonne mit Mondphase und Wochentag, ablesbar am Kalender, der Ostertermin bestimmen. Überqueren Sonne und Mond die Grenze vom braunen zum blauen Bereich des Hintergrunds und zurück, kann man ihre Auf- und Untergangszeit ablesen. Auch die astrologischen Häuser sind als Linien angegeben. Etwas Besonderes ist aber der äußere Ring mit vierundzwanzig, diesmal

linke Seite: Prager Rathaushuhr

©Shutterstock, Huang Zheng

¹ Die von einer Reihe von Forschern vertretene Ansicht, die Uhr sei erst ca. 80 Jahre nach Fertigstellung mit der Kalenderscheibe versehen worden, erfasst nicht den Gesamtzusammenhang der Uhr mit Kalender und Figuren.

Frank Peschel,
geboren 1945,
Pfarrer, Überlingen

gotischen Ziffern. Die Eins steht am Punkt des Sonnenuntergangs und bezeichnet den spirituellen Tagesbeginn, wie dies in der altböhmischen Tradition üblich war. Dieser Ring muss sich deshalb, je nach früherem oder späterem Sonnenuntergang, einmal im Jahr langsam hin- und herbewegen.

Zu jeder vollen Stunde erwacht die Uhr für einen Augenblick zum Leben. Verschiedene Figuren beginnen sich zu bewegen – der Tod läutet die Glocke, ein Geizhals schwenkt seinen Beutel, die Apostel zeigen sich, und der Hahn kräht. Danach schlägt die Uhr. Ist das nur ein Vergnügen – man kann ja wirklich seine Freude daran haben – oder steckt in dem Ganzen ein tieferer Sinn? Um dieser Frage auf die Spur zu kommen, seien zunächst einige unauffällige, halb versteckte Elemente des plastischen Schmucks an der steinernen Einfassung von Kalender und Astrolabium betrachtet.

Die Kalenderscheibe umgeben verschiedene Pflanzenmotive, was ihre Zugehörigkeit zur Lebenssphäre andeutet. Dazu sind in der rechten und linken unteren Ecke einige weitere Figuren eingemeißelt. Die Uhr ist nach Süden ausgerichtet. Steht man vor ihr, geht die Sonne rechts auf und links unter. In der Ecke auf der Morgenseite ist ein Mann dargestellt wie gerade vom Schlaf erwacht. Das könnte ein Steinmetz sein, hält er doch einen Meißel in der linken Hand. Hinter ihm erwacht ein Vogel. In der Ecke auf der Seite des Sonnenuntergangs scheint der Arbeiter sich gerade niederzulegen. Links von ihm schläft eine Taube, und ganz im Dunkeln verborgen wacht eine Eule. Eine deutliche Beziehung zu Aufwachen und Einschlafen und dem Tagewerk, das wir dazwischen vollbringen. In der Nacht nun rückt die Kalenderscheibe um einen Tag weiter, langsam aber stetig.

Auf der steinernen Einfassung des Astrolabiums sind allerlei Tiergestalten dargestellt: ein Widder, ein Löwe, eine Katze und viele andere. Zum Tierkreis gehören sie nicht, sondern deuten allgemein auf die Verwandtschaft der Menschenseele mit dem Tierisch-Astralischen. Am deutlichsten wird das in der Darstellung der Katze. Wie merkwürdig ist aber *jene* gestaltet,

die unterhalb des Gerippes am Astrolabium angeordnet ist! Sie liegt ausgestreckt, aber ihr Kopf ist unnatürlich nach hinten gedreht. Eine *richtige* Katze würde sich eher zusammenrollen, um nach hinten zu schauen. Der umgedrehte Kopf will also etwas *sagen*. Tatsächlich sind an der Uhr die Seiten für Sonnenauf- und -untergang gegenüber der äußeren Wirklichkeit umgekehrt. Das kann bei ihrer Ausrichtung gar nicht anders sein. Links geht der Sonnenzeiger über den Morgenhorizont von der Nacht zum Tag, rechts über den Abendhorizont wieder in die Nacht. Mit dem Sonnenuntergang begann aber einstmals der neue Tag, angezeigt durch den äußeren Ring mit seinen vierundzwanzig Stunden. Soll der Abend ein anderes Erwachen bringen?

Ist man einmal auf die Gegensätzlichkeit der Seiten bei Kalender und Uhr aufmerksam geworden, beginnen die beigegebenen hölzernen Figuren eine bedeutsame Sprache zu sprechen. Unten und oben sind es jeweils vier. Als die wichtigsten erkennt man: links neben dem Kalender einen Engel und rechts neben dem Astrolabium den Tod – auch eine Gegensätzlichkeit. Ursprünglich zeigte der Stab des Engels – ist es der Cherub mit dem flammenden Schwert? – an der Kalenderscheibe den Tag mit dem zugehörigen Heiligen an.² Er war mit dem langsamen Gang des Lebens, mit Wachsen und Werden von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr verbunden. Der Tod läutet jede Stunde die Glocke und weist damit auf den schnellen Gang der Zeit, auf ihre Vergänglichkeit. Wieder ein starker Gegensatz! Was bedeutete es wohl für einen Menschen, diesen Gegensatz immer bewusster in sein Leben hineinzunehmen? Den beiden Hauptfiguren sind jeweils drei weitere beigegeben:³ unten von links ein Chronist, ein Astronom, ein Philosoph, oben der Eitle, der Geizhals, der Wollüstige. So werden die Figuren meist gedeutet.⁴

Auch hier wieder ein Gegensatz! Die oberen Figuren sind erkennbar drei der sieben Todsünden. Sie sind beweglich. Der Eitle bewegt einen Spiegel, der Geizhals schwenkt seinen Beutel, der Wollüstige schlägt die Laute. Man kann lange darüber nachsinnen, wie sich die Verführungen der niederen Natur in ihnen abbilden. Und

2 Das wurde erst im 19. Jahrhundert bei der Erneuerung der Kalenderscheibe durch Josef Mánes verändert.

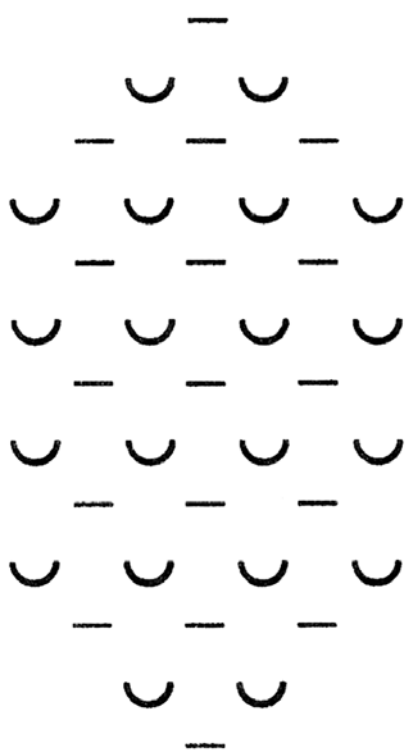
3 Diese sind alle nicht mehr ursprünglich, aber vermutlich doch den ursprünglichen nachgestaltet, wenn auch entsprechend dem jeweiligen Zeitgeschmack.

4 Es gibt auch andere Deutungen, die hier aber nicht weiter besprochen werden sollen.

der Meister der Uhr sagt: Das ist alles vergänglich. Ganz anders die unteren Figuren. Sie sind fest und bezeichnen etwas Erstrebenswertes: die Zeit verstehen, den Himmel verstehen, sich selbst verstehen. Kann das nicht tatsächlich zum Ideal werden? Es scheint, als habe der Meister in die Gestaltung der Uhr die Aufforderung zur Selbsterziehung hineingeheimnisst. Am Abend: ›O Mensch, der Tod sei dein Erzieher. Betrachte deine Tagesarbeit, wie viel du den vergänglichen Mächten durch Eitelkeit, Geiz oder Wollust gedient hast. Nimm deine Erkenntnis mit in die Nacht, wo sie von göttlicher Kraft befestigt wird, um dich zu immer besserem Tun zu befähigen.‹ Und am Morgen: ›O Mensch, nimm dir für den heutigen Tag vor, im Sinne des Guten zu wirken. Der Engel schenke dir dazu Kraft. Beginne geduldig von Neuem, auch wenn dir der Abend zeigt, dass du wieder nur wenig vorwärts

gekommen bist. Der Weg ist weit. Nimm dir ein Beispiel an den Heiligen, die dir vorangegangen sind. Sie können dir hilfreich sein. Dann wird dein Geist immer mehr wachsen.‹ Und der Betrachter konnte wissen: über allem waltet mit seinen Aposteln der Christus, der dem Tod ein neues Leben abgerungen hat.

Als der Orloj 1410 fertiggestellt wurde, war Johannes Hus gerade Rektor der Universität und auf dem Höhepunkt seiner Predigerwirksamkeit. Er wollte seine Zeitgenossen zu moralischer Verantwortlichkeit erziehen. In ganz anderer, verborgener und bildhafter Sprache verkündete der Meister des Orloj eine ähnliche Botschaft. Sie war, wie die Botschaft des Johannes Hus, gesprochen zu den Menschen der erwachenden Neuzeit. Wir Heutigen können entdecken, dass sie in gleicher Weise auch zu uns gesprochen ist.



Christian Morgenstern: *Fisches Nachtgesang*

Langeweile

Die Macht der Ohnmacht

Kirsten Rennert

Ist dieses Gedicht überhaupt ein Gedicht, und ist es erträglich? Im üblichen Sinne sicherlich nicht, denn es ist nichts erlebbar und denkbar darin, was ich nicht selbst innerlich erzeuge. Eine solche Folge von kurzen und langen Weilen ohne Inhalt, auch noch mit Pausen, also Nichts dazwischen, führt mich an die Grenzen meines Innenlebens. Ohne eigene innere Aktivität bleibt einfach nur Nichts. Damit sind wir mitten im Thema »Langeweile«, denn es geht dabei um Zeit, die deshalb lang erscheint, weil sie mit Nichts gefüllt ist, weil in ihr nichts von alleine geschieht – was eigentlich ein Paradoxon ist.

Solche langen Weilen können quälend sein, was aber streng genommen bedeutet: Ich kann mit mir nichts anfangen, ich finde mich selbst langweilig; ich bin mit mir allein. Wer bin ich? Bin ich Nichts? Was ist der Sinn meines Daseins? – Solche und andere Fragen treiben mich

Kirsten Rennert,
geboren 1960,
PfarrerIn, Leipzig



um. So wird Langeweile zur Mutter der Philosophie. Diese langen Weilen können aber auch sehr erholsam sein, weil in ihnen der reißende Strom des Lebens zur Ruhe kommt und alle Pflichten und Sorgen schwinden, sodass ich »endlich« zur Ruhe und zu mir kommen kann. Hier entsteht dann die Möglichkeit, meinem Leben aus der Einkehr einen Sinn zu geben, mich mit mir anzufreunden, innere Balance zu finden.

Und noch eines können lange Weilen, wenn ich sie denn zulasse: Sie können der Quellpunkt neuer Ideen und Impulse werden. Sie sind der eigentliche Ort, an dem Kreativität entstehen kann. Damit wird unmittelbar die entscheidende Voraussetzung für das Entstehen der Langeweile ersichtlich: das Erleben des Widerspruchs zwischen Ich und Welt. Insofern sind die Menschen der Urzeit unfähig gewesen, Langeweile zu empfinden, weil sie sich immer in der widerspruchslosen Einheit mit ihrer natürlichen, menschlichen und geistigen Umwelt befanden. Und doch wird beim Blick auf diese älteste Menschheit schon etwas Entscheidendes deutlich, was mit unserem Thema zu tun hat. Diese älteste Menschheit hat viel mehr Freizeit gehabt, als wir es jemals haben werden. Wie aber wurde diese Freizeit gefüllt? Durch Geschichten, Spiel, Rituale, Musik und Tanz

usw., kurz durch Kultur. Diese Kultur entstand aber nicht aus kreativer Langeweile, sondern dadurch, dass die Umwelten im Menscheninneren fortlebten.

Da befinden wir uns heute in einer anderen Situation: Durch den Verlust der Ureinheit ist das, was an Außenwelt in unserem Inneren fortwirkt, nicht mehr Unseres, sondern etwas Bedrängendes. Seit dem 12. Jahrhundert ist die Zusammenführung der Worte »lange« und »Weile« belegt – zu einer Zeit, als der Mensch bemerkte, dass Gegenwart nicht »pfeilschnell« (F. Schiller) entfliegt, sondern schleppend und zaudernd, als »rasender Stillstand« (P. Virilio). Das erschüttert, wirkt seitdem existentiell bedrohend und vermittelt ein Gefühl der Leere, der Nichtigkeit »und gleichsam das Vorgefühl eines langsamen Todes« (I. Kant). Zur Langeweile gesellen sich bisweilen Gleichgültigkeit und Müßiggang, auch eine tiefe Schwermut. Der Romantiker Ludwig Tieck erlebte es: »Langeweile ist gewiss die Qual der Hölle ...; die Schmerzen ... der Seele beschäftigen doch den Geist, ... und unter dem Gewühl stürmender Ideen verfliegen die Stunden schnell und unbemerkt: aber so wie ich dasitzen und die Nägel betrachten, im Zimmer auf und nieder gehn, ... um sich nachher zur Abwechslung aufs Sofa werfen zu können,

– ach ... nenne mir eine Pein, die diesem Krebs gleich käme, der nach und nach die Zeit verzehrt ...« Dazu gesellen sich das Erleben von Gottentfremdung und Endlichkeit.

»Nichts ist so unerträglich für den Menschen, als sich in einer vollkommenen Ruhe zu befinden, ohne Leidenschaft ..., ohne Zerstreung, ohne Beschäftigung. Er wird dann sein Nichts fühlen, ... seine Unzulänglichkeit, seine Abhängigkeit, seine Ohnmacht, seine Leere. Unaufhörlich wird aus dem Grund seiner Seele der Ennui (franz.: Langeweile) aufsteigen, die Schwärze, die Traurigkeit, der Kummer, der Verzicht, die Verzweiflung« (B. Pascal). Der Mensch erlebt sich der Langeweile ausgeliefert, er hat verlernt, mit der Zeit und ihrem Verlauf sinnvoll umzugehen. Leben wir so mit inhaltsleerer Seele trotzdem in der Zeit weiter, bildet sich eine Art Gift und wir werden krank. Diese grundlose Langeweile ist die schlimmste. Daneben gibt es nach Heidegger auch Dinge, die langweilig sind und solche, die ich als langweilig erlebe.

Doch auch in der Gottverlorenheit kann Neues erfahren werden – E. M. Cioran entdeckte es als Fünfjähriger: »Es war gegen drei Uhr nachmittags, als mich so ein Gefühl des Nichts, der Substanzlosigkeit beschlich. Es war, als wenn alles plötzlich irgendwie verschwunden sei, das Vorbild von all diesen Anfällen der Langeweile, der Einstieg in die Nichtigkeit und der Anfang meiner philosophischen Reflexion. Dieser intensive Zustand des Alleinseins machte mich so betroffen, dass ich mich frage, was er zu bedeuten habe. Sich nicht dagegen wehren und sich nicht davon durch Reflexion befreien zu können, und die Ahnung, dass es wiederkehrt, wenn man es einmal erlebt hat, das verunsicherte mich so sehr, dass ich es als Orientierungspunkt akzeptierte. Auf dem Gipfel der Langeweile erfährt man den Sinn des Nichts, insofern ist dieses auch kein deprimierender Zustand, da es für einen Nicht-Gläubigen die Möglichkeit darstellt, das Absolute zu erfahren, so etwa wie den letzten Augenblick.«

Damit ergreife ich die Langeweile, beobachte sie, erkenne an ihr mein Verhältnis zur Welt, meine eigene Leere. Aber auch meine Fähigkeit,

etwas Neues zu machen, Kunst aus sich zu gebären und mich so in ein neues Verhältnis zur Welt zu begeben – erkennend, schaffend.

»Langeweile ist der Vater der Kreativität. Neugier ist die Mutter der Wissenschaft« (U. Meier). Im Ertragen der Langeweile kann sich ein Geistesblitz entladen: Nicht nur die Fantasie wird geweckt, sondern ein lebendiges, bewegliches Denken. »Langeweile ist der Traumvogel, der das Ei der Erkenntnis ausbrütet« (W. Benjamin). »... wenn Sie, statt alles nachzuplappern [tote, langweilige Gedanken – KR], meditativ denken, immer wieder und wiederum denken, ... dann dreht sich es wiederum um, und es kommt das Geistig-Richtige heraus. Und wenn Sie lange nachgedacht haben über Pflanzen und Mineralien und lange dasjenige, was die Leute Ihnen heute in einer so furchtbar materialistischen Weise sagen, einfach durchdenken, dann kommen Sie zuletzt dazu, die Bedeutung des Tierkreises, die Bedeutung der Sterne, die ganzen Geheimnisse der Sterne vor sich zu haben« (R. Steiner).¹ Im Menschen aufersteht die Welt.

Das Herausfallen aus dem Einssein mit der Welt ist der Fluch des Menschen – dem Tier widerfährt dies nicht, es kann sich auch nicht langweilen. »Geist ist die Voraussetzung der Langeweile« (M. Frisch). Und der Mensch hat die neue Chance, an der Wahrnehmung der geistigen Welt zu arbeiten, um neu und bewusst wieder in das Einssein mit der Welt zu treten. Um zu geistigen Wahrnehmungen zu kommen, bedarf es einer »künstlich herbeigeführten Langeweile ..., bei der die äußeren Sinne schweigen müssen. Meditation beruht, indem alle äußere Sensation ausgeschlossen wird, gewissermaßen auf einem willentlich herbeigeführten Zustand der Langeweile« (R. Steiner). John Cage kannte dieses Geheimnis aus dem Zen-Buddhismus: »Wenn etwas nach zwei Minuten langweilig ist, probiere es in vier. Wenn es immer noch langweilt, probiere acht, sechzehn, zweiunddreißig und so weiter. Irgendwann entdeckt man, dass es ganz und gar nicht langweilig ist, sondern sehr interessant.«

So können wir die Zeit neu ergreifen: im Wechsel von *vita activa* und *vita contemplativa*,

1 Rudolf Steiner: GA 110, GA 115 und GA 190.

2 Annejet Rümke: *Die Burn-Out-Sprechstunde*, Stuttgart 2012.

3 Dankesrede zur Verleihung des Büchner-Preises 2004.



Christiane Hagemann | Michael Werner |
Annette Bopp: **Vitaleurythmie**
Das Anti-Stress-Programm für den Alltag
152 Seiten, mit zahlr. Abb. und QR-Codes
für Video-Clips, kartoniert | € 17,90 (D)
ISBN 978-3-8251-8009-6

Gelassen und kraftvoll durch den Alltag

Fehlt Ihnen die Energie, um Ihr tägliches Pensum zu bewältigen? Fällt es Ihnen schwer, sich im Alltag gegenüber Ihrer Umgebung abzugrenzen? Können Sie nicht gut loslassen? Haben Sie das Bedürfnis, sich zu entspannen – oder brauchen Sie vielleicht etwas, das Sie belebt? Treibt Sie Ihr selbst auferlegter Perfektionismus immer wieder zu Höchstleistungen an, die Sie langfristig erschöpfen?

Vitaleurythmie stellt eine wichtige Möglichkeit dar, unter den gegebenen Lebens- und Arbeitsbedingungen gesund zu bleiben. Sie trägt dazu bei, in all der Hektik und Überforderung des Alltags Inseln der Ruhe zu finden. So können wir unsere Vitalität zurückgewinnen, Kraft schöpfen, Gelassenheit tanken und uns neu zentrieren. *Vitaleurythmie* bringt uns äußerlich und innerlich in Bewegung, indem sie unser Fühlen, Denken und Handeln aktiviert.

Urachhaus | www.urachhaus.com

von Tätigkeit und Muße. Dann bringen wir Menschen wieder die Zeit hervor, ergreifen und beherrschen sie, erfüllen sie mit Sinn. So ergreifen wir die existentielle Freiheit, die das hohe Geistwesen Michael dem Menschen gewährt, indem er ihm nicht mehr, wie Gabriel zuvor, Offenbarungen schenkt und führt, sondern wartet, was der Mensch an Ideen und Impulsen entwickelt und der geistigen Welt entgegenbringt.

Für die Erziehung unserer Kinder ist die Akzeptanz der Langeweile als legitimes menschliches Erleben zutiefst wichtig, da sie für Lernen und Kreativität von zentraler Bedeutung ist. Die Kinder werden heute fast ununterbrochen betreut, haben weniger Freiraum für sich selbst als vor 30 Jahren, ihr Leben und Lernen ist getaktet und die »freie« Zeit von »Pokémon go« u.a. bestimmt. Schon im Kindergarten sind sie unruhiger, konzentrieren sich nur schwer, haben kaum Fantasie und leben in Ängsten, etwas falsch zu machen. »Die Kunst, sich gesund zu langweilen, wird verlernt, so wie es ihre Eltern verlernen, Langeweile bei Kindern zu ertragen« (A. Rümke)² und mit Stresssituationen umzugehen. Das führt bereits bei Kindern zu überreizten Nerven und der Gefahr, immer früher Erschöpfungs- und Stressbeschwerden zu bekommen. Wenn die Kinder wieder träumen und spielen, auch mal bummeln und ohne Leistungsdruck Freude am Tun erleben dürfen, ohne zu reflektieren, dann erlauben wir ihnen, die eigenen Lebenskräfte zu entfalten, gesund heranzuwachsen und beugen dem inneren Ausbrennen vor. Wenn Kinder und Jugendliche lernen, mit Langeweile schöpferisch umzugehen, müssen Jugendliche und Erwachsene auch nicht aus Langeweile aggressiv und gewalttätig werden, nicht in Fress- und Drogensucht abrutschen und sich selbst zerstören wollen. So können sie in ihrem Werden dem eigenen höheren Wesen folgen.

»Lasst die Finger weg von unserer Langeweile!«, forderte der Büchner-Preisträger Wilhelm Genazino.³ »Sie ist unser letztes Ich-Fenster, aus dem wir noch ungestört, weil unkontrolliert in die Welt schauen dürfen!« »Wer sich völlig gegen die Langeweile verschanzt, verschanzt sich auch gegen sich selbst: den kräftigsten Labetrunk aus dem eigenen inneren Born wird er nie zu trinken bekommen«, erkannte Friedrich Nietzsche. Der Blick in die Welt und der Blick nach innen – das ist der Schlüssel, wie wir wieder in ein neues, erkennendes und von uns bewusst und künstlerisch gestaltetes Verhältnis zur Welt treten können, wenn wir die Möglichkeit, die uns die langen Weilen und der freie Raum in uns bieten, ergreifen.

Geduld

Eine religiöse Tugend

Ruth Ewertowski

Wenn ich es beim Kochen eilig habe und die Zwiebeln und die Paprika beim Andünsten durch viel Hitze möglichst schnell gar haben will, so schmeckt es nachher nicht. Will ich einen Faden in das Ohr einer Nadel einfädeln, so ist jede Hast vergebens. Und besonders schlimm ist es manchmal bei eiligen Aktionen am Computer, denn die führen gerne dazu, dass dann etwas überhaupt nicht mehr funktioniert und ich dann fluche: »Was macht er denn jetzt wieder?« – Die Dinge rächen sich in ihrer je typischen Weise für eine solch unangemessene Behandlung. Und lebendige Wesen reagieren unter Umständen mit Entwicklungsstörungen auf unsere Ungeduld. So brauchen Pflanzen und Tiere je ihre Zeit, um sich zu entfalten und gut zu wachsen. Und insbesondere ein Erzieher muss immer wieder Geduld mit seinen Kindern haben, er muss warten können, bis sie von sich aus reif werden.

Im Unterschied zur Ausdauer, die wir bei einer bestimmten Arbeit oder beim Sport aufbringen, wo wir uns in Beharrlichkeit üben oder gegen eine aufkommende Müdigkeit ankämpfen, haben wir es bei der Geduld nicht mit unserer Leistungsfähigkeit, sondern mit einem Gegenstand oder einem Lebewesen zu tun, das uns das Warten gebietet. Im Falle einer Krankheit kann sich die notwendige Geduld auch auf uns selbst beziehen. Stets aber ist da Geduld gefragt, wo wir die Dinge nicht ganz in der Hand haben, wo unsere willentliche Anstrengung nichts ausrichtet.

So sind wir in der Geduld auf eigentümliche Weise passiv und dabei doch irgendwie aufmerksam hingegen an das innere Prinzip unseres Gegenüber. Wir verzichten auf unseren Eigenwillen und fügen uns in die objektive Gesetzmäßigkeit der Dinge, ohne dabei aber gleichgültig oder nachlässig zu sein. Wir lassen dem anderen Menschen die Zeit, die er braucht. Das

ist eine Angelegenheit des Respekts, der Nachsicht und schließlich auch der Güte.

Wo es gilt, Geduld aufzubringen, da sind wir schon betroffen und innerlich engagiert, insbesondere natürlich da, wo etwas zu erdulden ist, sprich, wo es um das Ertragen eines Leids geht. Dieses geduldige Erdulden steht dabei aber immer in Bezug zu einer Zukunft, in der es besser wird. Es gibt keine Geduld ohne das Vertrauen darauf, dass der Schüler lernen wird, was er jetzt immer wieder noch falsch macht, oder darauf, dass die Leiden aufhören werden, die einen jetzt quälen. Die Geduld steht in einer direkten Beziehung zur Hoffnung. Schwindet die Hoffnung, so verlieren wir auch sie.

Der Geduldige lebt getragen davon, dass auch die Widrigkeiten im Leben noch einen Sinn haben und dass es nicht allein an ihm liegt, die Dinge zu einem guten Ende zu führen. Wer nämlich meint, der Erfolg läge nur an seinem Einsatz und seiner Entschlossenheit, wird schließlich verzweifeln, wenn ihm seine Vorhaben nicht gelingen und sich die Verhältnisse durch ihn nicht bessern. Insofern gehört zur Tugend der Geduld ein »religiöses« Lebensgefühl, nämlich die Zuversicht, dass die Dinge einen guten Verlauf nehmen oder dass die Entwicklung, die sie nehmen, für etwas gut ist, auch wenn das nicht direkt erlebbar ist. Die Geduld setzt eine Beziehung zum tragenden Seinsgrund voraus – das ist der eine ihrer religiösen Züge. Damit einher geht jener andere, dass wir sie zwar wollen können, aber eben doch aus vorsätzlicher Anstrengung allein nicht hervorbringen können. Bei allem Bemühen um sie, ist die Geduld uns doch letztlich nur in der Weise der Gnade gegeben. Deshalb zählt Paulus sie in seinem Brief an die Galater unter die »Früchte des Geistes«: »Liebe, Freude, Frieden, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung. Gegen diese Dinge gibt es kein Gesetz« (Gal 5,22).

Hastiges Tagebuch | Am pflichtfarbenen Gummiband in den Tag geflitscht. Mitten in die TOPs des vorbeiziehenden Lebens. »Keine Zeit. – Irgendwann, vielleicht.« »Keine Ahnung. – Irgendwie vielleicht.« Zwischendurch Dinge und Vorgänge abgehakt und dabei niemanden und nichts berührt. Abends gerädert zuhause: »Wie war dein Tag?« – »Weiß nicht. Muss ja.« Vor dem Absinken in unruhigen Schlaf: »Wann bist du mal wieder da?« – »Nächste Woche, mal sehen.« | Ulrich Meier

»Gott schenkt die Nüsse, aber er knackt sie nicht auf«

Helgo Bockemühl

Erntezeit ist es, auch für die Hasel- und Walnüsse. Da kommt uns dieses Sprichwort in den Sinn – und es trifft ja auch auf unser Leben zu. In jedem Herbst sehen wir es wieder, wie verschieden die Früchte geerntet werden: Trauben werden gelesen, Äpfel gebrochen, Pflaumen gepflückt, Zwetschgen geschüttelt und aufgesammelt, Kartoffeln gerodet, Rüben gezogen. Wie schade, dass kaum noch jemand Gelegenheit hat, selbst auf dem Feld oder im Garten zu ernten, oder wenn er Gelegenheit hat, sie nicht wahrnimmt. Denn jede zwischen Dornen gepickte Brombeere, jedes geschnittene Getreide ist ein sehr differenziertes Sammeln und Einbringen von Lebensfrüchten. Wer einmal selbst geerntet hat oder helfen durfte (mit Rückenschmerzen oder mit Kratzern auf den Händen oder gebeugt unter der Last oder auf schwindlicher Leiter im Baum), der hat es gefühlt, dass es eine Wahrheit ist – nun abgewandelt: »Gott schenkt die Früchte, aber er erntet sie nicht!« Das muss schließlich jeder einzelne tun, denn jeder hat sein eigenes Leben – und die Erlebnisse und Erfahrungen, die leichten und die schweren, darf jeder Mensch selbst einbringen und sichten. Es ist kein äußerer Erfolg, kein Ruhm und kein finanzielles Kapital, um das es geht, denn das nimmt niemand mit, wenn er gerufen wird, doch die Qualitäten, die jeder in vielen Alltagsmomenten entwickelt hat, die »harten Nüsse« wie die süßen Beeren, die Geschenke, die man selbst verteilt hat, und die Stunden, in denen man buckeln musste. Und all das wurde gefasst im großen Korb der Geduld, den wir mehr oder weniger mühsam in manchen Zeiten geflochten haben.

Erntezeit ist auch Michaeli-Zeit. Dieser Engel wurde vielfach mit der Waage – das zu dieser Zeit gültige Sternzeichen – dargestellt. Wir dürfen schon sagen: da wird nicht einfach »Gut und Böse« gewogen, sondern es geht um das Wichtige – »Gewichtige« –, das Menschenseelen in sich tragen. Da wiegt ein treues Herz oder ein schlicht gebrachtes Opfer, eine freudige Idee und ein ernster Einsatz schwerer als der Bekanntheitsgrad einer Persönlichkeit.

Wenn sich nach der Ernte eines Erdenlebens das große Tor öffnet und im »Korb der Geduld« jeder seine Lebensfrüchte hineinbringen darf, dann erfüllt sich für jeden zunächst individuell, was der Seher im letzten Buch der Bibel, der Offenbarung, über die heilige Stadt, das Neue Jerusalem, geschrieben hat. In neuer Übersetzung heißt es: »... den Geistesglanz und die Seelenart aller Völker wird man hineinbringen« (Offb 21,24). Das gilt doch auch für jeden wie auch immer gearteten Menschen, auch wenn wir es nicht gleich als Geistesglanz erkennen. Etwas »Verklärtes« jedenfalls haben alle geernteten Früchte an sich, die Lebensfrüchte wie die natürlichen. Und die »Ehre« oder die Seelenart? Darum geht es eben gerade in der neuen Stadt: dass daran gearbeitet wird, dass jeder seine Würde (wieder)erhält, ein Leben durchgetragen zu haben, das oft viel Schweres hervorgebracht hat, aber auch sowohl individuelle Qualitäten als auch besonders schöne »Früchte«.

Gekürzte Fassung eines Aufsatzes aus dem »Haus-Kurier« des Hauses Aja Textor-Goethe in Frankfurt, Oktober 2007

Helgo Bockemühl
(1932–2014)

Der Hase und der Igel

Wie rennt man über sich hinaus?

Tarik Özkök

Erster!« – Oft hört man diesen Ausruf, wenn die Kinder spielen. Wenn sie rennen oder irgendetwas anderes »um die Wette« veranstalten: Die Kinder wollen sich messen und zeigen, dass sie mit ihrem Willen etwas erreichen können. Die heranwachsende Persönlichkeit will sich geltend machen. Das aber behält weit über die Kindheit hinaus seine Bedeutung für unser Selbstverständnis, je nachdem wie ehrgeizig wir sind. Und was hat dieser Ehrgeiz, dieser Trieb, der Erste und Beste zu sein, nicht schon alles in der Welt hervorgebracht! Nicht zuletzt im Sport, in dem dieser Trieb, der sich sonst sogar vernichtend in Kampf und Totschlag Bahn brechen würde, zum fairen Wettkampf kultiviert wurde. Jedes Foul und jeder positive Dopingtest zeigen aber, dass der Trieb, Erster zu sein, sich oft vor die Fairness drängt.

Das ist anscheinend eine Tendenz, die in den Industriestaaten und Wohlstandsländern in allen Bereichen eine immer größere Rolle spielt.

»Sichern Sie sich ihre Vorteile jetzt!« – ist ein Werbeslogan, der heute überall Verwendung finden kann. Von allen Seiten wird man angetrieben. In der Schule muss man Leistung bringen, damit man Karriere machen kann. Die muss man machen, sonst wird man womöglich scheel angesehen, und natürlich auch, um sich etwas leisten zu können von den vielen schönen Dingen, die der Wohlstand so bereithält.

Aber »Erster« zu sein, bedeutet nicht nur sich ein besonders gutes Stück vom Wohlstandskuchen abzuschneiden, sondern ist eng mit unserem Selbstwertgefühl verbunden. Menschen werden sogar dem Typus des »Gewinners« oder »Verlierers« zugeordnet. Und wer möchte schon gerne ein »Loser«, ein Verlierer sein? So kann das ganze Leben schnell zu einem einzigen Rennen um große und kleine Erfolge, Statussymbole und Anerkennung werden. Und da auch die Technik, die uns bei diesen Bestrebungen helfen

soll, immer schneller werden muss und somit Teil dieses Rennens wird, verwandelt sie sich bald vom Helfer zum Antreiber. Dann droht unser Leben zu einem Hamsterrad zu werden, in dem wir uns schwindelig drehen, bis wir nicht mehr wissen, wer wir sind. Der französische Philosoph Paul Virilio prägte dafür den Ausdruck des »rasenden Stillstands«.

Wem macht das nicht Angst? Wer hat da noch den Überblick? Wer möchte da nicht mit dem depressiven Helden eines Romans sagen: »Hätte die Welt eine Bremse – ich würde sie ziehen.«¹

Im Märchen »Der Hase und der Igel« wird das Rennen dem Hasen zum Verhängnis und er zum Opfer seiner Geltungssucht. An einem Sonntag, an dem doch eigentlich jedermann im schönen Sonnenlicht sich seines Lebens freuen sollte, begegnen sich der Hase und der Igel, als sie gerade nach ihren Feldfrüchten sehen wollten. Der Hase, weil er »auf seine Weise ein vornehmer Herr war«, fühlte sich dem Igel so überlegen, dass er sich über seine krummen Beine lustig machte. Der, davon beleidigt, wollte es dem Hasen heimzahlen und stellte ihm mit List und Hilfe seiner Frau eine Falle, in die er mit seiner Überheblichkeit hineinfallen sollte. So schlug er dem Hasen um einen Goldtaler und einen Schnaps ein Rennen vor. Der Hase willigte siegesgewiss ein. Der Igel, hatte keine Eile mit dem Rennen, denn er musste sich erst mal zuhause vorbereiten und seine jammernde Frau erst noch unwirsch² von seiner List überzeugen. Und dann nutzten sie ihre Ähnlichkeit, um den Hasen um den Sieg zu bringen. Während der eine Igel am Start steht, steht der andere schon am Ziel und vermittelt dem Hasen den Eindruck, blitzschnell dort angekommen zu sein. Das Rennen wird wiederholt. »Ick bün all dor!« muss der Hase immer wieder hören und will es nicht wahrhaben, so dass er schließlich nach dem 74. Versuch tot umfällt. Aus der Ruhe und dem Stillstand heraus ließen

1 Rocko Schamoni: *Tag der geschlossenen Tür*, München 2011.

2 »Halt's Maul Weib ... Misch dich nicht in Männergeschäfte! Marsch zieh dich an und komm mit.«



©C.P. Krenkler

sie den Hasen sich tot rasen, angetrieben von seiner Überheblichkeit, die sie gegen ihn selber richtete.

Der Hase zeigt viel von der Lebensweise, nach der wir heute hier leben. Dabei ist es noch gar nicht lange her, dass es in unserer Gesellschaft ruhiger zugeht. Mit Sprüchen des Volksmunds wie »Eile mit Weile«, »Ich bin hier auf der Arbeit und nicht auf der Flucht«, »Rom wurde auch nicht an einem Tag gebaut« und nicht zuletzt »Gut Ding will Weile haben«, hat man lange sein Umfeld vor zu viel Hektik und Geschwindigkeit verteidigen können. Der Stachel zu immer mehr Produktivität zum Zweck der Renditeerhöhung bringt auch die letzten Refugien von Ruhe und Gelassenheit in der Arbeitswelt in Gefahr. Die sind aber nicht von selbst schon positiv erfüllt, sondern eventuell sogar vom Gegenteil des Ehrgeizes bestimmt, wenn Menschen Stagnation nicht nur in Kauf nehmen, sondern geradezu aufsuchen, keine größeren Ziele mehr im Leben haben und sich in den bestehenden Verhältnissen gemütlich einrichten.

Wenn man noch mal auf Hase und Igel blickt, dann kann man beim sich selbst hetzenden Hasen bemerken, dass er zwar sehr von sich überzeugt ist, aber für sein Selbstbewusstsein doch die Bestätigung seiner

Fähigkeiten durch andere und durch den Wettkampf braucht. Der Igel hingegen, bildet mit seiner Frau eine soziale Einheit, innerhalb derer er sich ganz sicher fühlt. Aus ihr heraus kann er dem Hasen das zwar faktisch falsche, aber doch täuschend echte Bild vermitteln, er könne schneller und weiter über sich hinaus (rennen), als er es tatsächlich mit seinen krummen Beinen kann. Die List ermöglicht, dass er aus der Gemeinschaft, deren eines Glied er ist, dem Hasen Paroli bieten kann.

Ein anderer, ein dritter Weg wäre aber wohl in der Richtung zu suchen, dass man sowohl Selbstgenügsamkeit anstrebt, die es nicht, wie der Hase, nötig hat, sich zu profilieren, sich aber trotzdem versucht mit anderen partnerschaftlich zu verbinden, um Ziele zu erreichen, die außerhalb des eigenen Umfeldes liegen. Das müssen nicht immer Schnaps oder Goldtaler sein. Die kann man auch ohne Wettkampf miteinander teilen. Anders wird es erst, wenn der Ehrgeiz durch die Motivation ersetzt wird, in Gemeinschaft etwas zu erreichen, und wenn die gegenseitige Wahrnehmung von Fähigkeiten so intensiv wird, dass der andere nicht mehr den Drang verspürt, sich beweisen zu müssen, weil er das Gefühl hat, wirklich gesehen zu werden.

Geld oder Leben?

Initiativen zur Entschleunigung und Nachhaltigkeit

Andreas Büttner

Geld oder Leben« – mit diesem Ruf haben wir als Kinder Raubüberfall gespielt. Heute kann ich Spielen, die in dieser – wenn auch kindlichen – Form Gewalt verherrlichen, nichts mehr abgewinnen. Aber ich sehe mit Schrecken, wie dieses »Spiel« heute gerade von jungen Menschen überall gespielt wird. Es heißt dann »Kind oder Karriere« oder »Wohnung, Auto, Technik, Urlaub oder Zeit für Freundschaften und für sich selbst« oder, oder. Die Grauen Herren, denen Michael Ende als Zeitdieben in seinem Buch »Momo« ein literarisches Denkmal gesetzt hat, sind allerorten unterwegs und beherrschen unser Leben.

Immer mehr jüngere und ältere Menschen durchschauen das Spiel von Hast und Hetze und verweigern sich ihm. In meiner Umgebung in Oldenburg, im Nordwesten Deutschlands, sehe ich mit Freude eine Initiative nach der anderen entstehen, die einen anderen Lebensstil nicht nur propagiert, sondern auch ermöglicht.

Studenten pachten einen brachliegenden großen Schrebergarten in der Nähe der Universität, gründen einen Verein, den sie »Wurzelwerk« nennen, und bauen ihr eigenes Gemüse an. Sie laden Schulen, Geflüchtete und alle, die sonst Interesse haben, zum gemeinsamen Gärtnern mitten in der Stadt ein. Und nach dem Studium suchen sie sich eine halbe Stelle, damit der Lebensunterhalt gesichert ist und Zeit für sich, für Freunde und für freie Initiativen bleibt.

Andere (manchmal sind auch die selben wieder dabei) gründen ein Repair Café mit über 40 ehrenamtlichen Reparateuren, die einmal im Monat bei einer von hunderten Menschen besuchten Veranstaltung helfen, defekte Geräte, Kleidung und manches andere mehr zu reparieren: Das spart Rohstoffe, Energie und natürlich auch Kosten, so dass ein genügsamer Lebensstil ganz praktisch möglich gemacht wird. Die Kooperation mit dem Oldenburgischen Staatsthea-

ter hat das Repair Café innerhalb eines Jahres zu einem kulturellen Highlight in der Stadt werden lassen. Im Herbst 2016 wird es in einer neuen Kooperation mit dem Kunst-Forum Oldenburg fortgesetzt.

Der Verein transfer e.V. gibt seit Jahren einen Einkaufskompass unter dem Motto regional – bio – fair heraus und fördert so regionales und umweltschonendes Wirtschaften. Im Laufe der Jahre ist dadurch ein Netzwerk entstanden, das Konsumenten verantwortliche Einkaufsentscheidungen ermöglicht und so zu einem Wandel des Lebensstils beiträgt.

Junge Kulturschaffende haben ein eigenes, regionales Festival ins Leben gerufen, das auf Ökologie und Nachhaltigkeit setzt und Freiräume für Kultur und Leben schafft. Der Name »Freifeld« steht für die Nutzung freier Räume in der Stadt – dabei gibt es nicht nur viel Unterstützung in der Stadt, sondern manchmal auch überraschende Hindernisse, wenn etwa ein Immobilienunternehmer, der ein ehemaliges Klostergelände gekauft hat, seine Zustimmung zur Nutzung kurzfristig zurückzieht, weil er die künstlerische Aufarbeitung der Vergangenheit (Krankenmorde in der Nazizeit) verhindern will. Kunst braucht Freiheit: Die Festivalmacher waren konsequent und haben die Veranstaltung im letzten Jahr abgesagt – in diesem Jahr starten sie trotz der hohen Schulden, die ihnen geblieben sind, mit neuem Konzept durch und schaffen neue Freiräume in der Stadt.

Ich könnte hier viele weitere Initiativen nennen, wie die Schnippeldisko, bei der Lebensmittelretter Gemüse verarbeiten, das sonst weggeworfen wird, die Critical Mass, eine monatliche Fahrrad-Demonstration, die die Straßen für den langsamen Verkehr zurückerobert, den Verein »Rädchen für alles«, der Lastenräder gegen eine Spende verleiht, so dass selbst eine Waschmaschine innerhalb der Stadt ohne Um-

linke Seite:
C.P. Krenkler:
New York, 2015/16

[Rooftop in Tudor City mit Ausblick auf das Empire State Building.]

Andreas Büttner,
geboren 1953,
Pfarrer, Oldenburg

weltbelastung transportiert werden kann, und manche andere.

Alle diese Initiativen haben das Ziel, die Lebensqualität zu verbessern und gleichzeitig den Konsum, der auf Geld basiert, auf das notwendige Maß zurückzufahren. »Leben statt Geld« ist das Motto. Umfragen unter jungen Menschen zeigen, dass der Wertewandel fortschreitet: Immer öfter werden Zeit und Lebensqualität als Werte genannt, die Vorrang vor Geld und Karriere haben.

Dazu gibt es vielversprechende Ansätze in den Wirtschaftswissenschaften, die bislang an der Universität Oldenburg vor allem von Niko Paech vertreten worden sind. Unter der Bezeichnung »Postwachstumsökonomie« entwickelt er die Vision einer Wirtschaft, die nicht auf Wachstum angewiesen ist, unsere natürliche Lebensgrundlage schont und Menschen in allen Teilen der Welt gleichermaßen Wohlstand zubilligt: Unser Wohlstandsmodell gehört auf den Prüfstand, weil es nur auf Kosten anderer zu verwirklichen ist.

In der Postwachstumsökonomie setzt Paech neben einer eingeschränkten Erwerbsarbeit auf Selbstversorgung, Reparieren statt Konsumieren, eine Verkürzung der Produktionsketten hin zu einer regionalen Versorgung und andere Ansprüche in Bezug auf Mobilität. »Weniger ist mehr« – in dieser knappen Formel fasst er den Gewinn an Zeit und Lebensqualität zusammen.

In der Einleitung zu seinem lesenswerten kleinen Buch »Befreiung vom Überfluss« schreibt Paech: »Dieses Buch dient einem bescheidenen Zweck. Es soll den Abschied von einem Wohlstandsmodell erleichtern, das aufgrund seiner chronischen Wachstumsabhängigkeit unrettbar geworden ist. [...] Mit dem immensen Konsum- und Mobilitätsniveau wuchs im Zuge der Globalisierung zugleich die Abhängigkeit von überregionalen Versorgungsketten und Marktdynamiken. Ohne deren komplexe, faktisch unbeherrschbare Verflechtung wäre die Wohlstandsexpansion nie zu haben gewesen ...«

In diesem Zusammenhang spricht Paech von einem Kartenhaus, das immer höher und gleichzeitig immer instabiler wird: »Und das Funda-

ment bröckelt bereits«. Das, so findet Paech, sei aber keine schlechte Nachricht, denn die »geschundene Ökosphäre« bräuchte ohnehin eine Verschnaufpause.

Für seine Forschungsarbeiten wurde Paech mit dem Zeit Wissen-Preis »Mut zur Nachhaltigkeit« (Zeit-Verlag Hamburg) ausgezeichnet. Aber Paech macht sich mit seinem Ansatz in der Wirtschaftswissenschaft nicht nur Freunde. Eine starke Lobby hat die Berufung des außerordentlichen Professors auf einen Lehrstuhl (und damit eine feste Stelle) in Oldenburg verhindert. Dafür ist jetzt an der Universität Siegen ein Masterstudiengang »Plurale Ökonomik« entstanden, in dem er mitwirken wird.

Glücklicherweise bleibt Niko Paech den Oldenburger Initiativen jedoch auch in Zukunft erhalten, denn er wohnt weiterhin in Oldenburg, ist mit Rad und Bahn unterwegs und lehnt Einladungen zu wissenschaftlichen Kongressen, die mit Flugreisen verbunden wären, konsequent ab. Viele der engagierten jungen Leute in den eingangs vorgestellten Initiativen sind durch seine Schule gegangen oder von seinen Ideen beeinflusst.

Das »Forum Zukunft der Christengemeinschaft in Oldenburg« engagiert sich seit einer Reihe von Jahren in der Klima-Allianz Oldenburg oder als verantwortlicher Veranstalter der »Oldenburger Zukunftstage«, die alle zwei Jahre Interessierte zu einem breiten Ideenaustausch zusammenführen. So ist ein breites Netzwerk der Zivilgesellschaft vor Ort entstanden, in dem Initiativen immer wieder gemeinsam geplant und durchgeführt werden.

Aus diesem Engagement ist Anfang 2015 auch die Initiative »Werkstatt Zukunft« entstanden, die etwa einmal pro Monat zu gut besuchten Veranstaltungen zu Themen wie Nachhaltigkeit, Frieden, Alternatives Wirtschaften oder Jugendinitiativen einlädt und diese als einstündige Fernseh-Sendung für die Bürgersender der Region aufzeichnet. Die Diskussionen werden durch kurze, vorproduzierte Filmbeiträge und durch Musik, Literatur oder Performance ergänzt, um auch junge Menschen anzusprechen und für die Thematik zu begeistern. Auch hier hat die Ko-



C.P. Krenkler:
New York, 2015/16

operation mit dem Oldenburgischen Staatstheater geholfen, Werkstatt Zukunft schnell im kulturellen Leben der Stadt zu verankern.

Über eine eigene Website und über die Sozialen Medien sind die Videos und weitere Informationen von Werkstatt Zukunft unabhängig von der Sendezeit immer abrufbar. Für die kommenden Monate liegt der Schwerpunkt auf Projekten mit Kindern und Jugendlichen zu Themen wie Fairer Handel, Klimawandel oder Religiöse Vielfalt und Grundwerte. Ermöglicht wird diese Arbeit durch ein hohes ehrenamtliches Engagement von Menschen aus allen Generationen, durch Spenden und durch Projektmittel, die von unterschiedlichen Partnern zur Verfügung gestellt werden.

Der Ankündigung zu unserer ersten Veranstaltung haben wir seinerzeit das Motto vorangestellt: »Ein Grabstein für diese Zeit könnte die Inschrift tragen: Jeder wollte das Beste – für sich« (Siegfried Lenz, 1988). Und wir haben hinzugefügt: »Es liegt an uns, dieser düsteren Vision – von Siegfried Lenz als Mahnung anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels ausgesprochen – die Vision eines neuen Wirtschaftens gegenüber zu stellen, das mit den erschöpfbaren Ressourcen der Erde rechnet und allen Menschen – auch den zukünftigen Generationen – gleichermaßen einen

Anteil an ihrem Reichtum zubilligt. So entsteht ein Klima der Zukunft, das von Gemeinsamkeit und Verantwortung geprägt ist und in dem Kreativität neue Lösungswege für alte Probleme ermöglicht.«

Bei Michael Ende sagt einer der Grauen Herren: »Das einzige, worauf es im Leben ankommt, ist, dass man es zu etwas bringt, dass man was wird, dass man was hat.« Momo straft eben diese Aussage Lügen: Nichts ist für sie wichtiger als ihre Freunde. Wenn sich die Menschen den »Zeitsparern« verweigern, endet ihre Macht: Die Grauen Herren lösen sich in Nichts auf.

Geld oder Leben? Natürlich brauchen wir in einem gewissen Maß Geld – es ist ein geniales Tauschmittel, das unser Leben einfacher macht. Das Streben nach immer mehr Wohlstand und Besitz aber führt uns in Abhängigkeiten, zerstört unsere Umwelt und raubt uns letztlich Lebensqualität. Zeit kann man nicht kaufen. Freundschaft auch nicht. Liebe schon gar nicht. Zum Glück gibt es all das umsonst.

Niko Paech: *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*. Oekom Verlag München, 2012
www.wurzelwerk-ol.de
www.repaircafeoldenburg.org
www.kostbar-oldenburg.de
www.freifeld-festival.de
www.werkstatt-zukunft.org

[David, einer der beste Freunde von Orin, nach einer Party mit Freunden in Brooklyn. David designt elegante Lederaccessoires, die ein teures Geschäft im East Village verkauft. Das Geld für die Miete reicht trotzdem nicht. Die folgende Nacht wird er im L-Train verbringen. Seit sechs Jahren behauptet er sich und hält trotz Wohnungslosigkeit ein normales Leben aufrecht. Er ist in New York aufgewachsen, seine Familie ist bereits weggezogen. Die Stadt und vor allem die Mieten sind zu teuer geworden. David bleibt. Er glaubt an sich und seinen Traum, und vielleicht wird er schon ganz bald wieder auf die Beine kommen. Schließlich ist New York die Stadt der unbegrenzten Möglichkeiten.]

Austausch

Zu Übersetzungen der Evangelien | hier: Matthäus 10,34 und Johannes 1,5

Mit der Auswahl der Bibel-Übersetzung ist stets und unvermeidlich eine bestimmte Tendenz verbunden. Per Email wies Herr Judex die Redaktion darauf hin, dass weder Emil Bock noch Heinrich Ogilvie in ihren Evangelienübersetzungen die Übersetzungen Rudolf Steiners verwendet hätten und dass auch in dieser Zeitschrift andere Übersetzungen gebraucht würden. Auf Vermittlung von Vicke von Behr hat er sich entschlossen, die folgende Leserzuschrift zu verfassen. Red.

Rudolf Steiner hat etliche Passagen aus den Evangelien übersetzt und erläutert, so auch diese: »Ein Wort aus dem Matthäus-Evangelium wird gewöhnlich ganz falsch übersetzt, das schöne, herrliche Wort: ›Ich bin nicht auf diese Erde herabgestiegen, um von dieser Erde wegzuwerfen den Frieden, sondern um wegzuwerfen das Schwert.‹ Das schönste, wunderbarste Friedenswort ist leider im Laufe der Zeit in sein Gegenteil verkehrt worden. Um die Erde allmählich von dem zu erlösen, was Unfriede, Disharmonie in die Menschheit bringt, dazu hat sich dem geistigen Erden-dasein eingepägt die Christus-Wesenheit. Und die Geisteswissenschaft wird Frieden stiften, wenn sie in diesem Sinne sozusagen wahrhaft christlich sein kann, dass sie die Religionen vereinigt. Und sie kann nicht nur das, was in unseren nächsten Gegenden ist, vereinigen, sie kann über den ganzen Erdkreis hin wirklich Frieden stiften, wenn sie die Tat des größten Friedenstifters versteht.«

In GA 130, S. 158 sagt Rudolf Steiner in Bezug auf das Matthäus-Evangelium:

»... er [Hieronymus] habe das Matthäus-Evangelium aus einer kirchlichen Sekte erhalten. Es hat damals einen kleinen Kreis gegeben, in welchem das Buch geheimgehalten wurde, und durch besondere Verhältnisse kam es an Hieronymus. Dieser erhielt von seinem Bischof den Auftrag, es zu übersetzen. Er erzählt das selbst. Er sagte aber auch zugleich, es sei so geschrieben, dass es nicht an die außenstehenden Menschen kommen solle. Er wolle es trotzdem so übersetzen, dass das darin Verhüllte weiter verhüllt bleibe. Ferner sagt er, dass er es auch nicht verstehe. – Dasjenige, was in dieser Weise zustande kam, war in solchen Charakteren geschrieben, dass der eine es so, der andere es anders in profaner Sprache ausdrücken konnte. Es ist auch in dieser Art auf die Nachwelt herüber gekommen. Es verhält sich also damit so, dass die Welt eigentlich die Evangelien noch gar nicht hat.

So ist es denn wohl berechtigt, wenn heute aus der Geistesforschung heraus die Evangelien neu erklärt werden, wenn auf die Akasha-Chronik zurückgegangen wird, weil dort allein ihre ursprüngliche Gestalt zu finden ist.«

E. Bock und H. Ogilvie haben keinen Hinweis zu dieser anderen Übersetzung gegeben. So setzen sie sich in einen Gegensatz zu Rudolf Steiner, wenn angenommen werden kann, dass sie die Evangelienzyklen gekannt haben. Die weiteren Sätze des Matthäus-Evangeliums könnten im Sinne des Schwert-Bringens gedeutet werden. Rudolf Steiner gibt diesbezüglich den Hinweis, dass es sich um die Aufhebung der Blutsbande in der Zukunft handelt.

Johannes-Evangelium 1,5:

R. Steiner: »Und das Licht schien in die Finsternis ...«, E. Bock und H. Ogilvie: »Und das Licht scheint in der Finsternis ...«. Dazu gibt es die Erläuterung, dass das Licht (Sonne) von außen auf die Erde (Finsternis) schien. Das hat sich in der Vergangenheit zugetragen. Erst durch die Verbindung des Christus mit der Erde, durch das Geschehen auf Golgatha, wäre die gängige Übersetzung richtig – »damit einst die Erde Sonne werde«. Es muss verwundern, dass auch hier kein Hinweis auf Rudolf Steiner zu finden ist. Es kann auch noch angeführt werden, dass F. Rittelmeyer in seinem Buch »Meine Lebensbegegnung mit Rudolf Steiner«, wieder herausgegeben von E. Bock 1947, schrieb: »So nahm ich vor allem in die Hand, was den Theologen in mir herausforderte. Manches Blatt beschrieb ich, um mir die Stellen anzumerken, an denen Rudolf Steiners Bibelerklärung ganz unmöglich schien. (...) Hat irgendein Theologe einen solchen nachweisbaren Fehler gefunden? Ich fand keinen.«

Rudolf Steiner hatte einmal festgestellt, dass er wie eine quantité négligeable behandelt werde – geschieht dies wiederum?
Herwig Judex, Bad Boll

Lieber Herr Judex,

gern würde ich nun, da ein Weg gefunden ist, Ihren Hinweis in der Zeitschrift zu bringen, an dieser Stelle eine etwas ausführlichere Antwort versuchen.

In Ihren Ausführungen erkenne ich drei Ebenen:

- die der Übersetzung – das betrifft hier die Frage, wie man Joh 1,5 übersetzt
- die Frage nach den Quellen – das wird an Rudolf Steiners Umgang mit Mt 10,34 sichtbar
- das, was Friedrich Rittelmeyer mit »Bibelerklärung« benennt.

Der griechische Text bringt in Joh 1,5 eindeutig den Dativ en te skotia, also »in der Finsternis«. Für das deutsche »in die Finsternis« würde man im Griechischen eis ten skotian, also Akkusativ erwarten. Dass Rudolf Steiner diese Stelle aus seinem Verständnishintergrund freier übersetzt, als es üblich ist, kann man aus dem Bemühen verstehen, die für den Übersetzer einleuchtende Variante mit der Bedeutungsvielfalt des Urtextes ins Gespräch zu bringen.

Anders liegt es bei der Matthäus-Stelle, in der Rudolf Steiner eigentlich keine Übersetzung aus dem tradierten Text anbietet, sondern einen Hinweis dafür gibt, dass aus seiner Sicht ein von der philologisch nachvollziehbaren Textüberlieferung unabhängiger, nur auf esoterischem Wege erfahrbaren Ur-Inhalt des Neuen Testaments existiert. Dieser nur geistig »lesbare« Inhalt der Evangelien sei – so seine Darstellung – mit dem Ende des Mysterienwesens im 4. Jahrhundert nur noch teilweise in die äußere Überlieferungsgeschichte des Neuen Testaments eingeflossen. Der in dem Satz aus Mt 10,34 von ihm gegenüber dem griechischen Text vorgenommene Austausch der beiden Worte »Frieden« und »Schwert« soll meines Erachtens aufzeigen, dass in der Überlieferungsgeschichte des Neuen Testaments gegenüber der geistigen Bedeutung mancher Passagen ein fehlerhafter Text entstanden sei.

Der Gedanke Rudolf Steiners, dass die Über-

lieferung von Bildern und Worten der Evangelien aus geistiger Schau bzw. Inspiration und der Berührung mit der in den Evangelien lebendig wirksamen Wesenheit Jesu Christi entstammt, stellt ja eine ganz wesentliche Quelle von Anregungen aus der Anthroposophie dar. Überhaupt sehe ich, dass Rudolf Steiners hauptsächliche Anregungen zum Verständnis des Neuen Testaments nicht in der Übersetzung einzelner Evangelienstellen zu finden ist (ich bin dieser Frage ausführlich nachgegangen und könnte Ihnen gern noch einige weitere Stellen nennen). Sein Hauptmotiv erlebe ich vielmehr im Bereich der von Rittelmeyer so titulierten Bibelerklärung.

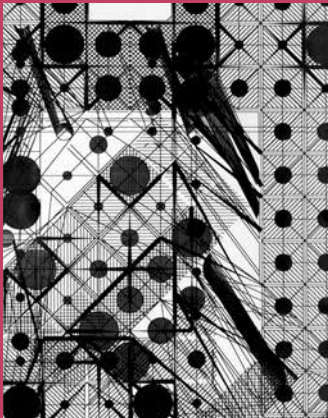
Was er auf diesem Felde an Anregungen gegeben hat, ist vermutlich noch lange nicht ausgeschöpft. Sie reichen von den fundamentalen Darstellungen einer anthroposophischen Christologie bis zu der praktischen Anregung, die Komposition der Evangelien zu einem eigenen Forschungsfeld zu erheben. Auch hinsichtlich der Deutung hat Steiner sehr unterschiedliche Ansätze versucht. Hier reicht das Spektrum von Darstellungen anthroposophischer Lehrinhalte »anhand« von Bibeltexten bis zu seiner speziellen Anregung, von der seelischen Ebene der Bildwirkungen aus bis zu den historischen bzw. spirituellen Dimensionen biblischer Aussagen voranzugehen.

Ich hoffe sehr, dass die bahnbrechenden Arbeiten Emil Bocks wie die sorgfältig gearbeitete Übersetzung von Heinrich Ogilvie, aber auch die verschiedensten Bemühungen der Autorinnen und Autoren unserer Zeitschrift bis heute auch nach Ihrer Auffassung Rudolf Steiners Werk keinesfalls als eine zu vernachlässigende Größe behandeln – auch wenn sie die von Ihnen herausgestellten Übersetzungen nicht ohne Weiteres übernehmen.

Mit freundlichen Grüßen
Ulrich Meier



Ein Künstler überwindet seine Psychose



Karin Anema

Heute kauf ich alle Farben

Ein Künstler überwindet seine Psychose

Aus dem Niederl. von Marianne Holberg
und Annette Löffelholz

320 Seiten, mit zahlr. Abb., gebunden
ca. € 22,90 (D) | ISBN 978-3-8251-7969-4
Erscheint im Oktober!



»Psychotische Kunst ist nicht aus sich selbst heraus Kunst. Sie ist ein großes, zweifelndes Suchen.«

Twan

Im Alter von 21 Jahren wird bei Ton Hafkamp eine Psychose diagnostiziert. Mit 27 folgt die Einweisung in die Psychiatrie. Dennoch findet er die Kraft, ohne Medikamente zu leben und sich gegen den «Stempel Schizophrenie» zur Wehr zu setzen. Sein Antrieb dazu ist die Kunst, seine Malerei. Als er die Schriftstellerin Karin Anema kennenlernt, beschließen die beiden, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben.



Heute kauf ich alle Farben ist ein bewegendes Zeugnis des Lebens eines Mannes im Kampf gegen seine Krankheit und die gesellschaftliche Stigmatisierung.

Eine Ausstellung der Bilder von Ton Hafkamp wird begleitend zum Erscheinen des Buches im Forum Café (Forum 3, Stuttgart) vom 28. Oktober bis 8. Dezember zu sehen sein.

Urachhaus | www.urachhaus.com

Das Schwert ergreifen

Eine Michaeli-Geschichte

Engelbert Fischer

Was finster ist in der Welt, ist gar nicht immer nur schwarz wie die Nacht. Es kann sich auch im Grauen zeigen.

Erst als Georg mit der Volksschule fertig war, lernte er zu schätzen, wie gut es ihm da gegangen war. Der Übergang ins Arbeitsleben war hart für ihn. Der Vater hatte ihm eine Lehrstelle in einer Autowerkstatt gefunden. Dort hätte man sich einen kräftigeren Jungen gewünscht, aber sie hatten ihn genommen. Da musste er sich sehr anstrengen. Der Tag begann früh und ging oft bis in den Abend hinein. Er selber hätte lieber in einer Gärtnerei gelernt – aber da war keine Wahl. Er musste dankbar sein, dass er überhaupt genommen worden war, denn sehr viele junge Leute, auch aus seiner Schulklasse, hatten nichts gefunden, waren arbeitslos. Nur: froh und dankbar sein und dankbar sein müssen: das ist zweierlei. Mit dem Frohssein war es nicht mehr einfach. – Jetzt verstand er seine zwei großen Brüder besser, die sich am Sonntag dann gern bis mittags ausschlieften und keine Freude auf die nächste Woche mehr kannten.

Aber nicht nur vergoldete sich dem Georg seine Schulzeit, sondern eines Tages irgendwann fiel ihm auf: dass die ganze Welt draußen ihm irgendwie getrübt erschien. »Aber ist das wirklich so, oder bilde ich mir das nur ein?« fragte er sich. Etwas wie ein ganz feiner grauer Schleier schien über allem zu liegen, wie ein ganz feines, durchsichtiges Spinnennetz. Wenn er scharf hinschaute, war da nichts. Aber eben nur dann. Gleich war es wieder überall, dieses Etwas, das ganz leise alles grau werden ließ.

Mit den Brüdern konnte er nicht davon reden. »Du spinnst wohl!« sagten sie nur. Einmal hat er dem Großvater davon erzählt, als der in seinem Sessel vor sich hin sinnend am Fenster saß. Der wiegte den Kopf und sagte dann: »Da magst du wohl recht haben. Wenn ich zurückdenke – ja: die Farben der Blumen – früher haben sie geleuchtet! Das Grün der Blätter ist viel schwächer geworden. Und auch der Himmel war viel tiefer blau als heute.« – »Ach Großvater, lass gut sein«, sagten da die Brüder, die dazugekommen waren, »das

wissen wir schon. Gell, früher war halt alles besser als heute. Das hast du uns schon so oft erzählt.« Aber dieses feine Gewebe überall – es war einfach nicht zu leugnen – gab allem ganz leise ein graues und freudloses Aussehen. »Ja seht ihr das denn gar nicht?« fragte er die Brüder. Die aber sagten nur: »Wenn du sonst keine Sorgen hast ...«

Nun, man gewöhnt sich ja an Vieles, und Georg hätte sich auch gewöhnt, wenn er nicht eines Tages zufällig einem kleinen Jungen zugesehen hätte, der spielte Ritter-Sein. Er hatte so ein Kinderschwert aus Holz. Mit Ho- und He-Rufen fuchtelte er damit durch die Luft. Hier stach er in ein Gebüsch, dort schlug er auf einen Zaun, und jetzt zwischen dem Zaun und einem Baum in ein großes Spinnennetz. Mit einem Schlag war es zerstört und fiel in sich zusammen. Georg stand betroffen: Mit einem Schlag war das ganze feine Gewebe fort, wie weggeblasen! – Ach wenn es ein Schwert gäbe, mit dem man das Graue überall zerteilen könnte, dass der Wind es fortträgt, dachte Georg. So eins müsste man haben!

An einem Sonntagmittag, als die Brüder sich eben aus den Federn bequemten, fanden sie den Georg heiter und fröhlich und mit blitzblanken Augen. »Was ist denn mit dir? Hast du in der Lotterie gewonnen?« wunderten sie sich. »Ja, so ähnlich«, sagte Georg und lachte. »Ich habe nämlich etwas Tolles entdeckt! Mein Schwert nämlich.« – »Red' keinen Quatsch«, sagten die Brüder, aber dann wurden sie doch neugierig und wollten wissen. »Na sag schon!« »Also gut«, fing Georg an: »Ich war schon draußen, und an der Treppe vor dem Haus hab ich mich hingestellt und ganz gerade gemacht. Und dann hab ich mich noch höher aufgerichtet, so hoch ich konnte. Warum, weiß ich auch nicht, es ist mir so eingefallen. Aber dann: Auf einmal war alles Graue fort, das feine Gewebe wie ein Spinnennetz mit einem Schlag zerteilt und weggeblasen! Da haben alle Farben ein bisschen zu leuchten angefangen: die Äpfel richtig rot, die Blätter viel grüner und die Blumen im Garten und der blaue Himmel! – Und das Beste: hier drin«, er deutete auf sein Herz, »hier

Engelbert Fischer,
geboren 1944,
Pfarrer,
Graz, Österreich

drin ist Freude wach geworden!« Die Brüder staunten: »Echt?« »Probiert es doch selber mal.«

Jetzt gingen sie hinaus. Dort machten sie es genau so, wie Georg es gesagt hatte. Sie stellten sich ganz gerade hin und reckten sich auf, so hoch sie konnten. Und wirklich: das graue Gewebe wie zerteilt und fortgeblasen. Und drinnen wurde Freude wach. – Die Brüder waren begeistert. Georg fragte: »Merkt ihr es?« – »Ja«,

sagte der eine, »nur bleibt es nicht lange.« Der andere sagte: »Aber die Freude, wenn sie aufwacht, die bleibt!«

Nachher redeten sie noch und überlegten, ob der Großvater vielleicht doch recht hatte, dass es früher diesen Grauschleier noch nicht gegeben hat. Aber: »früher« ist nicht mehr. Jetzt ist »jetzt.« – Und jetzt hatten sie heraus, wie man Herr wird über das Graue.

Das Schlachtmesser und der Geduldsstein

erzählt von Eleni Tsoukaná, geboren im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts

Es war einmal ein armes Mädchen, das saß am Stickrahmen und stickte. Da kam so ein Weibsstück vorbei und sagte:

»Egal, ob du stickst, egal ob du strickst, einen Toten wirst du zum Mann bekommen.«

Nun, eines Tages ging das Mädchen ihre Tante besuchen, die ein Haus in Moustares¹ hatte, und auf dem Weg dahin kam sie durch Milia² an der Quelle dort vorbei. Ganz in der Nähe liegt ein Palast. Das Tor zum Palast stand gerade offen. »Ich will mal hineingehen und sehen, was für Leute das sind, die da wohnen«, dachte sie bei sich. Als sie aber eine Kammertür nur einen kleinen Spalt öffnet und hineinschaut, sieht sie den Königssohn wie tot daliegen. In seiner Hand steckt ein Papierfetzen, auf dem steht geschrieben: »Die mich vierzig Tage bewacht und vierzig Tage Weihrauch räuchert, bis ich wieder lebendig werde, nehme ich zur Frau.«

»Na, dann nehm ich eben«, sagt das Mädchen zu sich selbst, »einen Toten zum Mann. Wie mir das Weibsstück vorausgesagt hat.«

Sie setzte sich also zu dem Toten und räucherte Weihrauch und bewachte ihn vierzig Tage und vierzig Nächte. Noch sind die vierzig nicht ganz um, streift in der Gegend das Weibsstück herum, sieht das Tor offen und tritt ein.

»Was machst du denn hier?« fragt sie das Mädchen.

»Ich kam hier rein, fand diesen toten Mann. Jetzt räuchere ich schon vierzig Tage lang, jeden Mor-

gen und jeden Abend. Es kann nicht mehr lange dauern, und er erwacht wieder zum Leben.«

Wirklich, langsam kam er zu sich und begann sich zu rühren.

»Los, Mädchen, setz du dich ans Fußende, und ich will mich ans Kopfende stellen«, sagte das Weibsstück schnell.

Endlich kam der Königssohn richtig zu Bewusstsein und erwachte. Er öffnet seine Augen und erkennt zwei Frauen. Eine zu seinen Häupten und eine zu seinen Füßen. Er denkt: »Die oben steht, muss die Hausherrin, und die andere, die unten steht, die Dienerin sein.«

So geschieht es also, dass er das Weibsstück zur Frau nimmt und die andere als Dienerin hält.

Mit seiner Frau lebt er also in Freuden im schönsten Teil des Palastes, und die Dienerin muss den ganzen Tag fegen, kochen und backen, Wäsche waschen und Holz kleinhacken.

Eines Tages wollte der Königssohn auf der Nachbarinsel Besorgungen machen.

»Was soll ich euch mitbringen? Was wünscht ihr euch?«

»Ich möchte ein Tuch mit einem Adler in der Mitte«, sagte das Weibsstück.

»Und dir, was soll ich dir mitbringen?« fragte er die Dienerin.

»Ich möchte ein Schlachtmesser und einen Geduldsstein«, antwortete sie.

Wie die Herren so sind, fürchtete sie, er könnte ihren Auftrag vergessen, und sie wünschte sich

1 Moustares: Ort auf Alonnisos

2 Milia: Ort auf Alonnisos

Das Märchen wurde von Rosemarie Kuper aus dem Griechischen übersetzt.

insgeheim, sein Schiff möchte dann im Hafen stecken bleiben.

Der Königssohn machte seine Besorgungen, und er fand auch ein Tuch mit einem gestickten Adler in der Mitte. Für die Dienerin aber kaufte er nichts, er vergaß es. Als er das Schiff bestiegen hatte, fuhr es zum Ärger der Passagiere nicht ab und blieb wie angekettet im Hafen liegen.

»Leute«, rief der Kapitän, »hat einer was an Land vergessen?«

Da fiel dem Königssohn ein, dass er vergessen hatte, der Sklavin das Messer und den Stein zu besorgen.

»Das war ich«, ruft der Königssohn.

»Na, dann lauf geschwind«, ruft der Kapitän.

Der Prinz läuft, kauft die Sachen, kommt wieder an Bord, und sie konnten sofort absegeln. Er kehrte in seinen Palast zurück und brachte dem Weibsstück das Tüchlein mit dem Adler, der Dienerin die beiden anderen Gegenstände.

Da ging sie nach draußen und sprach:

»Schlachtschwert und Geduldsstein, soll ich mich töten oder nicht?«

»Nicht töten«, sprach das Messer.

»Geduld«, sprach der Stein.

Sie aber redete weiter vor sich hin und sprach:

»Hab ich ihn etwa vierzig Tage und vierzig Nächte bewacht und Weihrauch geräuchert,

dass die kommt und ihn mir wegnimmt? Gerade, als er aufwachte, sah er mich am Fußende stehen und hielt mich deshalb für die Dienerin. Schlachtschwert und Geduldsstein, soll ich mich töten oder nicht?«

»Nicht töten«, sprach das Messer.

»Geduld«, sprach der Stein.

Das hörte der Schuster nebenan, lief zum Königssohn und sagte:

»Dieses Mädchen da, so und so hat sie gesprochen. Sie habe dich vierzig Tage und vierzig Nächte bewacht, und dann, für eine Stunde nur, sei das Weibsstück gekommen und Herrin geworden, weil sie am Kopfende stand, als du aufwachtest, das Mädchen aber am Fußende. Komm nur am Abend rüber und hör es dir selber an, wie sie spricht.«

Am Abend ging also der König hin und hörte alles mit. Am anderen Morgen rief er das Weibsstück zu sich und sagte:

»Los, pack dich und verschwinde. Deine Dienerin war es, die mich zum Leben erweckt hat, nicht du.«

Die machte sich auch gleich auf und davon. Was hätte sie noch sagen können?

Der Königssohn nahm nun die zur Frau, die ihn zum Leben erweckt hatte, und das Märchen, glaubt mir, ist heute noch wahr.

Unabhängig, unbestechlich, ungehorsam

Uwe Johnson (1934–1984) und die »Katze Erinnerung«

Jürgen Raßbach

1 Klütz. Wer in aller Welt weiß denn schon, wo das liegt und inwiefern es sozusagen weltweit relevant sein soll? Der es ins Gespräch gebracht und zumindest für seine Fangemeinde zu einem »Kultort« erhoben hat – Uwe Johnson –, nennt es allerdings Jerichow, ein Städtchen, das in Wirklichkeit also Klütz heißt (doch was ist denn das in Wirklichkeit?) – und das »im Winkel« liegt, im Abseits der Welt, zwischen Wismar und Boltenhagen, dem mondänen Kurbad. Ein reizendes

Städtchen, das sich mir, an diesem Feiertag, in wärmender Sonne präsentiert, mecklenburgisch, mit Kopfsteinpflaster in den Gassen, einem sich bescheiden öffnenden Marktplatz, hochgelegener Marienkirche mit (wie Johnson schreibt) bischofsmützigem Turm und einem Speiselokal, das sich »Frät Kraug« nennt. Mit einem Schmetterlingspark, einem Schloss und einer Schmalspurbahn hat es touristische Attraktionen aufzuweisen; zuvörderst natürlich

Jürgen Raßbach,
geboren 1944,
Lehrer i.R.,
Werder/Havel

1 Ansprechpartnerin: Dr. Anja Franziska Scharsich, Im Thurow 14, 23948 Klütz, info@literaturhaus-uwe-johnson.de; www.Literaturhaus-uwe-johnson.de.

2 Durch das Raue zu den Sternen.

das Literaturhaus »Uwe Johnson«,¹ ein hochragender ehemaliger Speicher, unter dessen Dach, über der Gemeindebibliothek, eine Ausstellung für den berühmten Autor Platz gefunden hat, ein Pilgerziel, dem mancher von weit her zustrebt. Ich erreiche es von der Prignitz aus, nach knapp zweistündiger Autofahrt, an Schwerin und Wismar vorbei, vorbei auch an wogenden Feldern – mein Mecklenburg, denke ich, wieder einmal seltsam berührt, eine undramatisch gefügte, herb-harmonische Landschaft aus Wiesen, Wald und Seen, aus der man mich, ich zögere, es so zu nennen, einst ins Preußische hinab oder hinauf vertrieben hat, kein Vergleich gewiss mit dem, was Uwe Johnson widerfuhr, der sein Mecklenburg auf Nimmerwiedersehen verlor. Dass es sich ihm als stetiger Schreibanlass wieder schenkte, offenbart die letztlich erbärmliche Hilflosigkeit der Mächtigen, die uns wehtun können, aber uns doch innen nicht erreichen, wo wir auf wunderbare Weise unverletzt bleiben.

2 Per aspera, in meinem Falle nicht ad astra,² sondern zu Uwe Johnson. Warum nur habe ich mich so schwer getan mit diesem Autor? Am Anfang, ich erinnere mich noch lebhaft, stand sogar eine regelrechte Kapitulation. Ich sah mich damals, im Herbst 1987, außerstande, der Anfrage einer evangelischen Akademie zu entsprechen, einen Vortrag über den »republikflüchtigen« Uwe Johnson zu halten, vor der »Wende« ein nicht ungefährliches Politikum. Ich konnte diesen Vortrag nicht halten, damals jedenfalls noch nicht und das nicht nur, weil mir die dazu nötige Literatur nicht zur Verfügung stand. Der Grund lag tiefer: Ich denke, es war die Sprache, die Art des Erzählens oder, germanistisch gesprochen, die narrative Strategie, die ich als Widerstand empfand, auch später noch und auch jetzt noch, zumindest partiell. Etwas nervt mich bei dieser Prosa, fordert mich heraus, widersetzt sich mir, und das obwohl ich mich doch hinlänglich vertraut wähne mit der modernen Erzähltechnik. Nehmen wir zum Beispiel den Beginn des Romans »Das dritte Buch über Achim«, erschienen 1961:

»Da dachte (ich) schlicht und streng anzufangen so: sie rief ihn an, innezuhalten mit einem

Satzzeichen, und dann wie selbstverständlich hinzuzufügen: über die Grenze, damit du über-rascht wirst und glaubst zu verstehen ...«

Erzähler und Erzähltes verschwimmen auf verstörende Weise ineinander. Ich sah mich immer wieder zu kopfschüttelndem Innehalten genötigt: Ist das noch richtig?, revoltierte der Deutschlehrer in mir. Das Lesetempo verlangsamte sich drastisch, letztlich ein Gewinn, wie ich allmählich begriff. Ein »Johnsonfan« bin ich trotzdem nicht geworden, aber ein aufmerksamer, bereicherter Leser denn doch. Dass auch Angelika Oldenburg – ein Gespräch über Literatur brachte uns drauf – ähnliche Probleme mit diesem Autor hat, war mir interessant. »Spröde« nannte sie den Widerstand, der von dieser Prosa ausgehe. Mir hat letztlich die schöne Biografie von Frauke Meyer-Gosau³ geholfen, dem Menschen und Schriftsteller Uwe Johnson näher zu kommen. Und da ist Einiges, was mir sehr nahe ist; ich nenne hier nur die Verbundenheit mit Mecklenburg als Wahlheimat; dann die komplexe Beziehung zur DDR, zum sozialistisch-utopischen Modell und die damit verknüpfte Dialektik von Verlust und Gewinn und nicht zuletzt die Erfahrungen mit der sozialistischen Volksbildung: Johnson hat von 1948 bis 1952 die John-Brinkmann-Oberschule in Güstrow besucht, die spätere EOS;⁴ ich war von 1958 bis 1962 Schüler der EOS »Adolf Diesterweg« in Plauen und von 1968 bis 1982 Lehrer der EOS »Richard Wossidlo« in Waren. Wie Johnson war ich Mitglied der FDJ, wie er zeitweise auch in Leitungsposition. Später als er habe ich die moralische Korruption begriffen, das – so formuliert es Johnson – »plumpe widerliche Erlügen einer Haltung« und das fortwährende monomanische Beweihräuchern der eigenen manipulierten Erfolge, in stem, absurdem Vergleich mit der BRD. Ich blieb, er ging und schrieb. Er hatte, neben Genie und Fleiß, die »Katze Erinnerung«, wie er es nannte. »Das Stück Vergangenheit, Eigentum durch Anwesenheit, bleibt versteckt in einem Geheimnis, verschlossen gegen Ali Babas Parole, abweisend, unnahbar, stumm und verlockend wie eine mächtige graue Katze hinter Fensterscheiben, sehr tief von unten gesehen wie mit Kinderau-



gen.« Derart reflektiert Gesine Cresspahl, die weibliche Hauptfigur seines opus magnum »Jahrestage«. An anderer Stelle wird er diese »Katze Erinnerung« als »unabhängig, ungehorsam und unbestechlich« beschreiben und damit das Credo seiner Arbeit formulieren: ein Ankämpfen gegen das Vergessen und gegen jede Art von Verklärung durch harmonisierendes Erinnern.

3 Er soll schwierig gewesen sein, unberechenbar, leicht aufbrausend, die Kehrseite einer verletzlichen, tief verborgenen Zartheit. Diese problematische seelische Struktur benennen alle, die ihm begegnet sind und sich ihm annähern konnten. Hans Werner Richter z.B., der Häuptling der Gruppe 47, erinnert sich:

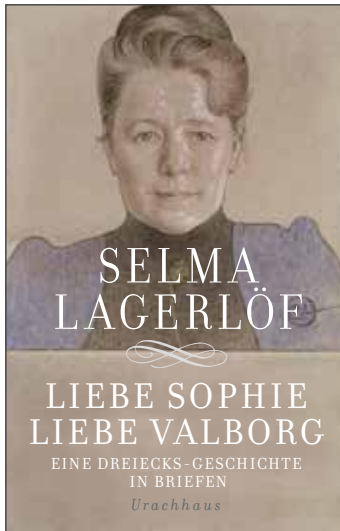
»Er war kurz vorher aus der DDR gekommen, und ich hatte ihn zu einer Tagung nach Elmau (1959) eingeladen. Er saß vor mir ... überragte auch im Sitzen noch alle anderen ... Er saß dort und schwieg, rauchte seine unvermeidliche Pfeife ... Wahrscheinlich war ihm die Umgebung völlig fremd und vielleicht auch etwas verdächtig ... vielleicht konnte er mit niemandem befreundet sein, er lebte in sich selbst, war kontaktarm und konnte nur selten aus sich heraus. Das änderte sich nur, wenn er getrunken hatte ... er trank sehr viel ... manchmal war er ein grober, ungeschlachter Klotz, doch sehr viel häufiger lernte ich ihn als einen höflichen, zuvorkommenden, liebenswürdigen Menschen kennen. Es war gewiss schwer, einen Zugang zu

ihm zu finden ... und er war wohl immer auf der Hut vor allzu großer Nähe.«

Nachgerade (melo)dramatisch gestaltete sich die Männerfreundschaft mit Martin Walser, da sie wohl beide konkurrierend, so der Walserbiograf Jörg Magenau, danach strebten, »the Great German Novel« zu schreiben. Während diese Beziehung theatralisch zerbricht, übersteht die Freundschaft mit Max Frisch alle Höhen und Tiefen.

Bewegend ist die Verbundenheit mit Ingeborg Bachmann. Ihr Verbrennungstod in Rom am 17. Oktober 1973 veranlasst den Freund, alle schriftstellerischen Projekte zu unterbrechen, nach Klagenfurt (die Geburtsstadt der Verstorbenen) zu reisen und sich schreibend die geistigen Fundamente dieser schwierigen Dichterin zu vergegenwärtigen. »Ich hatte«, begründet er sein Unternehmen, »die Ehre, mit ihr befreundet zu sein. Und mir war dieser Tod nicht recht. Und dies Buch war das einzige, was ich gegen ihn unternehmen konnte.« Und natürlich Christa Wolf, die 2010 für ihren Roman »Die Stadt der Engel« mit dem Uwe-Johnson-Preis ausgezeichnet wurde und in ihrer Dankesrede, von der Frage ausgehend, »Soll ich sein Leben tragisch nennen?«, Folgendes ausführt: »Eine Versuchung, das Wort zu verwenden, geht von dem Land aus, in dem wir uns befinden, in dem manche von uns leben, in dem er nicht bleiben konnte und nach dem er sich immer gesehnt hat. Mecklenburg. Ich glaube, es gab zu seinen Leb-

Uwe Johnson
zusammen mit
Sarah Kirsch, 1980
© Karin Gaa



Selma Lagerlöf: **Liebe Sophie – Liebe Valborg**
 Eine Dreiecksgeschichte in Briefen
 Hrsg. und kommentiert von Holger Wolandt
 Aus dem Schwed. von Lotta Rügger und Holger
 Wolandt | 365 Seiten, geb. mit SU | € 24,90 (D)
 ISBN 978-3-8251-5106-5 | auch als eBook erhältlich
 Jetzt neu im Buchhandel!

»... denn ich kann nicht ohne dich leben ...«

Sie hätten kaum gegensätzlicher sein können, Sophie Elkan und Valborg Olander, die beiden Frauen, denen Selma Lagerlöf in tiefer Freundschaft und Liebe verbunden war. 20 Jahre lang stand sie zwischen ihnen und wollte keine von ihnen verlieren. So begann ein aufreibendes Verschweigen, Zurechtbiegen und Beschwichtigen gegenüber den beiden rasend eifersüchtigen Frauen, das die gesamte Korrespondenz durchzieht.

So nahe kamen wir Selma Lagerlöf noch nie! Erstmals liegen Teile ihrer Korrespondenz in deutscher Übersetzung vor. Über 100 Briefe der Schriftstellerin an ihre beiden engsten Vertrauten gewähren dem Leser Einblick in ein reiches und intensives Leben. Ein ausführliches Vorwort und eingestreute Kommentare erläutern Hintergründe und schaffen Zusammenhänge.

Urachhaus | www.urachhaus.com

zeiten kaum einen Menschen, der umfassender und genauer über Mecklenburg Bescheid wusste als er ... Wie er sind wir ja im Frühling 45 als Flüchtlinge in dieses Land gekommen ... Mancherorts hätten wir uns ... damals begegnen können ... Die Zeitdifferenz in unsrem Leben [Johnson war vier Jahre jünger, JR] hat es auch verhindert, dass wir in den gleichen Jahren im Hörsaal 4a die Vorlesungen von Hans Mayer hörten. Verfehlt haben wir uns auch in Güstrow ... Wie oft sind wir dort gewesen ..., haben den schwebenden Engel gesehen. Wie oft habe ich dabei an Uwe Johnson gedacht. Da war er schon tot ... Sein Herz hatte ›versagt‹. Es war ihm zu viel zugemutet worden.«³

4 Wenn ich hier darauf verzichte, den äußeren Lebensgang dieses Autors akribisch nachzuzeichnen, der in Darsewitz, dem heutigen Darzowice, einem kaum auffindbaren Dörfchen auf der Ostseeinsel Wollin in einem Bauernhaus beginnt und auf der Themseinsel Sheppey in Sherness-on-Sea endet, ein gleichfalls kaum auffindbarer, im Vergleich zu der Wasser- und Waldlandschaft seiner Kindheit aber eher trübsinniger Ort, wenn ich mich also auf das Wesentliche beschränke, dann folge ich einerseits der Intention des Klützer Literaturhauses, das kaum biografische Auskünfte gibt, sondern Johnsons literarisches Werk präsentiert, seine artistisch zwischen Wirklichkeit und Fiktion changierende Kunst beschreibt, sich dabei auf die allgegenwärtige Präsenz Mecklenburgs beschränkt und den Autor auf multimediale Weise und durch Erinnerungen von Zeitgenossen (Frisch, Grass, Kempowski ...) lebendig werden lässt. Andererseits möchte ich das wunderbare biografische Reisebuch von Frauke Meyer-Gosau empfehlen, das mir den Zugang zu diesem »spröden« Autor erleichterte. Im Untertitel bezeichnet sie ihre liebevolle Recherche, die in einer ersten Etappe von Polen über Anklam ins Mecklenburgische führt, nach Recknitz und Güstrow, als »Versuch, eine Heimat zu finden.« Da hatte der Halbwüchsige eine Heimat verloren und eine neue gefunden, eine Landschaft, deren Schönheit ihn überwältigte, die er sich lebenslang vergegenwärtigt, ihren Himmel, ihre Flüsse und Seen. Sein erster Roman »Ingrid Babendererde« legt davon ein wortgewaltiges Zeugnis ab; eine Intensität, die seinen damals bereits westlichen Verleger Peter Suhrkamp verstört und befremdet und die er deshalb als provinziellen Weltmangel verkennt und ablehnt. Ausgerechnet in Leipzig hatte der inzwischen Student Gewordene an der Universität eine geistige Heimat gefunden, gleichgesinnte Freunde und, in Gestalt Hans Meyers, Ernst Blochs und Theodor Frings, Hochschullehrer, die diesem anarchischen Freundeskreis die

Welt der Kunst und Philosophie eröffneten. Und Johnson schreibt und reicht am 21. Juli 1956 das erwähnte Romanmanuskript ein, beim Aufbau Verlag und bei zwei weiteren Verlagen, denn er wollte unbedingt in der DDR bleiben und dort auch sein Buch veröffentlicht sehen. Das Gutachten ist vernichtend; es enthält Adjektive wie »dünn ... verlogen ... steril ... und arrogant« und schließt mit dem unmissverständlichen Satz: »Autor braucht eine ›Gehirnwäsche‹.« Am 10. Juli 1959, kurz vor seinem 25. Geburtstag, verlässt der perspektivlose Autor die DDR und steigt in Westberlin aus der S-Bahn, nur mit Aktentasche und Schreibmaschine. »Damit war ich abermals ein ›Flüchtling‹, nämlich im Verständnis der zuständigen Organe der D.D.R., weil ich versäumt hatte, sie zu ersuchen um eine Erlaubnis zum Umzug.« »Nec tecum, nec sine te – nicht mit dir, aber auch nicht ohne dich« – mit dieser altrömischen Rechtsformel hat er sein widerspruchsvolles Verhältnis zum Arbeiter- und Bauernstaat präzise auf den Punkt gebracht. Im Westen stellt sich rasch der literarische Erfolg ein. Er steigt zum Weltautor auf mit seinen Romanen »Mutmaßungen über Jakob« (1959), »Das dritte Buch über Achim« (1961) und vor allem mit dem Jahrhundertbuch »Jahrestage« (Band 1–3 1970–73, Band 4 1983). Er lebt und schreibt, ein im tiefsten Sinne Heimatloser, in Westberlin und am Riverside in New York und zuletzt auf Sheppey, einer grauen kargen Themseinsel. Dort ist er in der Nacht vom 23. zum 24. Februar 1984 an Herzversagen gestorben, noch nicht fünfzigjährig. Gefunden hat man den Leichnam erst fast drei Wochen später. Man hat Johnson mit Preisen geradezu überhäuft: Fontane, Büchner, Wilhelm Raabe, Thomas Mann, Heinrich Böll. Er hat über Jahre hinweg mit einem Übermaß an Konzentration und Fleiß gearbeitet und, so Christa Wolf, ein Werk geschaffen, »das seinesgleichen sucht, in unlösbarer Verzahnung mit den Zeitumständen, in die sein widerspruchsvolles Leben gestellt und denen es ausgeliefert war.«

5 Er hat seine eigentümliche, einzigartige Arbeitsweise mehrfach beschrieben: »Ich dokumentiere die Gegenstände, die ich in meinen Büchern

vortrage, indem ich sie aufsuche, damit die Geschichte auch an dieser Stelle einiges an Wahrheit aufweist.« So entsteht eine Vernetzung, ein »Strickmuster« biografischer Details, historischer Daten und topografischer Gegebenheiten mit fiktionalen Orten und Ereignissen. Auf diese Weise sind Geschichten zustande gekommen, die individuelle Schicksale mit dem Zeitgeschehen verbinden. Johnson hat dieses Prinzip, das er in seiner Tetralogie »Jahrestage« zur Vollendung führt, »real fiction« genannt, »tatsächliches Erfinden.« »Aus dem Leben von Gesine Cresspahl« lautet der Untertitel dieses monumentalen Romans, für den er die akribisch gesammelten Ausgaben der »New York Times« und des »Lübecker General-Anzeigers« verwendete, um so die Hauptperson sowohl mit den Weltereignissen als auch mit ihrer unmittelbaren Umgebung zu verbinden. Johnson erhebt damit das Medium Zeitung zu einem qualitativen Element des Romans. Entstanden ist aus diesen unlösbaren Verstrickungen auch ein sprachliches Konglomerat; man kann sagen, dass Uwe Johnsons Leben und damit auch sein literarisches Werk zwischen den Sprachen angesiedelt ist: Deutsch und Englisch halten sich ebenso die Waage wie das Hochdeutsche und das mecklenburgische Platt; die Sprache der Medien kontrastiert mit Elementen des Bibeldeutschen. Anfang Juni veranstaltete die Uwe-Johnson-Gesellschaft in Zusammenarbeit mit der Universität Rostock eine dreitägige Konferenz, auf der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Deutschland und den USA unter dem Titel »Uwe Johnson in seiner Zeit« die Modernität dieses Autors untersuchten und der Frage nachgingen, wie er aus den Gegebenheiten seiner Zeit zu verstehen ist.

Wie hatte Christa Wolf doch formuliert: »Uwe Johnson gab mir zu denken.« Das ist viel und ich will sagen, dass das auch für mein sich erst allmählich bildendes Aufgeschlossensein für sein Werk gilt: Dieser Autor gibt mir zu denken.

Was ich fast vergessen hätte: Zweimal ist mir, noch in Klütz, eine Katze über den Weg gelaufen, orange die eine, die andre schwarz – unabhängig, unbestechlich, ungehorsam – ich nehme es als ein Zeichen.

3 Frauke Meyer-Gosau: *Eine Reise zu Uwe Johnson. Versuch, eine Heimat zu finden*, München 2014.

4 Vor der ehemaligen Erweiterten Oberschule (EOS), dem heutigen Gymnasium, steht eine von Wieland Förster geschaffene Stele (2007).

Zum Weiterlesen:

Die Katze Erinnerung, Uwe Johnson – Eine Chronik in Briefen und Bildern, Frankfurt/M. 1994
Jürgen Grambow: *Uwe Johnson*, Reinbek b. Hamburg 1997.

Peter Nöldechen: *Neues Bilderbuch von Uwe Johnsons Jerichow und Umgebung*, Wismar 2008.

Kindheitskräfte als göttliche Kräfte pflegen und erhalten

Das Geheimnis der ersten drei Jahre

Ruth Jäger

»Die am Menschen im Kindheitsalter wirksamen Kräfte erkennen, heißt den Christus im Menschen erkennen«

(Rudolf Steiner)



Peter Selg:
Kindheit und
Christuswesen.
Von der therapeu-
tischen Haltung im
Angesicht der Be-
drohung. 104 Seiten,
6 Abb., kt.,
Verlag des Ita
Wegman Instituts,
Arlesheim/Schweiz
2015, 18,- €



rechte Seite:
Donna Leon:
Ewige Jugend.
Commissario
Brunetti fünf-
undzwanzigster Fall.
Leinen mit Schutz-
umschlag, 336 Seiten
Verlag Diogenes,
Basel/Schweiz 2016,
24,- €

Peter Selgs Büchlein »Kindheit und Christuswesen« ist die Ausarbeitung eines Beitrags, den er zur Tagung »Die bedrohte Kindheit« im Oktober 2015 vorgetragen hat. Er versucht, sich dem Geheimnis der ersten drei Jahre und den Erfordernissen einer angemessenen Erziehungskunst zu nähern.

Zunächst stellt er dar, wie wichtig es laut Rudolf Steiner ist, den Inkarnationsvorgang als solchen vorzustellen, zu meditieren, wenn man Kinder unterstützend begleiten möchte. Es sei bedeutsam, sich Klarheit zu verschaffen über den Vorgang des Weges der Seele durch die geistige Welt auf die nächste Inkarnation zu, der mit Hilfe hoher geistiger Engelwesen geschieht. Der bewusste und meditative Umgang mit diesen Ideen, wirke bereits konkret pflegend auf die kindliche Entwicklung. Die Hierarchien helfen dem vorgeburtlich und nachgeburtlich agierenden Ich in den ersten drei Jahren auf der Erde beim Aufrichten-Lernen, Sprechen- und Denken-Lernen. Dabei umschwebt das Ich gleichsam die noch geschmeidige Leiblichkeit und ermöglicht so die existentiell wichtige Verbindung zu den hierarchischen Engelwesen. Die noch nicht allzu starke Beziehung zum Leiblichen dagegen, geht einher mit einem intensiven »Leben im Umkreis«, so dass das Kleinkind gar nicht anders kann als nachahmen, was es im Außen wahrnimmt.

In einem nächsten Kapitel macht Selg auf Aussagen Steiners von 1911 zu den ersten drei Jahren der kindlichen Entwicklung aufmerksam. Diese sei so stark geprägt von der mächtigen Beziehung zu den höchsten Hierarchien, dass sie als »Gottessohn«-Epoche bezeichnet werden kann und damit direkt auf das Christus-

Wesen deutet. Der kosmische Einfluss sei so gewaltig, dass er nur drei Jahre auszuhalten sei. Die ersten drei Kindheitsjahre korrespondieren somit unmittelbar mit den drei Christusjahren nach der Jordantaufer. Christus »west« in jedem Kleinkind.

In der darauf folgenden »Menschensohn«-Zeit sinkt die »Ich-Aura« immer tiefer in die sich verfestigende Leiblichkeit ein, ohne aber die Beziehung zum Höheren ganz verlieren zu müssen. Diese Kräfte können im Erwachsenenalter in abgeschwächter Form weiterwirken, z.B. in Form von Selbstheilungsphänomenen oder in übersinnlichen Erkenntniskräften. Eine seelisch-leiblich gesund durchlebte Kindheit ist also auch eine Voraussetzung für die Wiederbelebung unserer besten Kräfte im Erwachsenenalter, mit denen dann wiederum Kinder sinnvoll begleitet und erzogen werden können. Zerstörende Angriffe auf die Kräfte der frühen Kindheit sind somit doppelt wirksam, sie behindern auch die volle Entfaltung späterer Lebensabschnitte. »Wir müssen uns mit der Umwandlung dessen, was in der ersten Kindheit in uns lebt, das ganze Leben durchdringen, dann ist der Christus in uns« (Rudolf Steiner).

Peter Selg lässt sich nicht – wie der Untertitel nahelegen mag – über allgegenwärtige zivilisatorische Gefahren der modernen Medienwelt aus. Auch die »therapeutische Haltung« wird letztlich nicht häufig erwähnt. Aber vielleicht ergibt sie sich quasi wie von selbst, wenn man die von Selg beschriebenen und von Steiner gegebenen Tatbestände intensiv verinnerlicht und lebendig werden lässt. Dem Büchlein ist ein Anhang mit Auszügen aus Steiners »Die geistige Führung des Menschen und der Menschheit« und ausführlichen Anmerkungen angefügt. Eine gelungene Zusammenschau, die vielleicht Altbekanntes in Erinnerung ruft oder zum Nachlesen bei Rudolf Steiner anregt.

25 Jahre Commissario Brunetti

Ulrich Meier

Als Donna Leon vor 25 Jahren in »Venezianisches Finale« den Tod eines deutschen Dirigenten in Venedigs legendärem Opernhaus La Fenice durch einen ebenso gebildeten wie mitfühlenden Kriminalkommissar aufklären ließ, schuf sie eine Figur, der man auch bei dem in diesem Jahr erschienenen 25. Fall immer noch gern während der unorthodoxen Polizeiarbeit über die Schulter sieht.

Die von Guido Brunetti in bewundernswerter Geduld bearbeiteten Kriminalfälle erweisen sich durchgehend als Abbilder aktueller gesellschaftlicher Missstände. Somit darf der Commissario – meist gegen die kleinlichen Vorgaben seines Chefs Patta und bei gleichzeitiger subversiver Unterstützung durch dessen Sekretärin Signorina Elletra – die kleine Welt Venedigs und damit auch die große Welt unserer Tage am Ende jeder Episode ein wenig menschlicher machen, als sie vor der Ergreifung der Übeltäter war.

Brunettis Ehefrau Paola ist Professorin an der Universität und zugleich die Mutter der inzwischen erwachsen gewordenen Kinder Raffi und Chiara. Oft diskutiert die ganze Familie die beruflichen Fragen des Vaters während des Abendessens. Dass wir als Krimi-Leser und Fernsehzuschauer heute gern auch die privaten Parallelgeschichten der Kommissare und ihre Probleme im Polizeiapparat erfahren, ist in den Brunetti-Geschichten vom ersten Fall an Teil des komplexen Charakters der Hauptfigur. Was könnte Brunetti schon anfangen ohne seinen stets ergebenden Untergebenen Vianello? Und würden wir nicht etwas Pfeffer vermissen, wenn nicht jedes Mal der Tenente Scarpa wieder eine Intrige in der Questura anzettelte?

In »Ewige Jugend« zeigt uns Donna Leon im Jubiläumsjahr einmal mehr, dass in den Kreisen der Reichen und Höhergestellten dunkle Geheimnisse verborgen werden, deren Lösung nur durch den beherzten und dafür oft selbst an den Rändern der Legalität operierenden Chefkommissar möglich ist. Eine Freundin seiner Schwiegermutter möchte vor ihrem Ableben das Schicksal ihrer Enkeltochter Manuela aufklären. Nach den massiven Verletzungen im Zusammenhang mit einem mysteriösen Sturz in einen der Kanäle Venedigs verhält ihre seelische Entwicklung seit fast zwei Jahrzehnten auf dem intellektuellen Niveau eines Kindes. War der vermeintliche Unfall doch ein Verbrechen – und wo liegt das Motiv für die folgenschwere Schädigung der jungen Frau?



Andreas Neider
Der Mensch und das Geheimnis der Zeit
 Zum Verständnis der Zeit im Werk Rudolf Steiners
 522 Seiten, geb. mit SU
 € 39,- (D) | ISBN 978-3-7725-1908-6
 Jetzt neu im Buchhandel!

Ist alles vergänglich? Was ist Zeit?

Die Frage nach dem Wesen der Zeit beschäftigt den Menschen seit jeher. Was ist dieses rätselhafte Fluidum, in dem sich alles, was lebt, bewegt, entwickelt und wieder vergeht? Und gibt es etwas, das außerhalb der Zeit existiert, also ewig und dauernd ist?

Mit diesem Buch legt Andreas Neider eine Gesamtübersicht zum Zeitverständnis Rudolf Steiners vor, für die er relevante Aussagen aus dem Gesamtwerk Steiners zusammengetragen und einer detaillierten Betrachtung unterzogen hat. Aus Steiners Anschauungen wird deutlich, dass es «die Zeit» als abstrakt fließendes Medium nicht gibt, sondern dass diese immer zusammenhängt mit der Evolution des Menschen selbst, in dessen Hände damit auch alle weitere Entwicklung gelegt ist. Wie der Mensch heute mit der Zeit und ihrem geheimnisvollen Wesen umgeht, davon, so Steiner, hängt alle zukünftige Evolution entscheidend ab.

Freies Geistesleben | www.geistesleben.com

Neues aus der Redaktion

Liebe Abonentinnen, liebe Abonnenten,

in Vorbereitung auf den 89. Jahrgang 2017 haben wir wieder eine Übersicht über die Themen der Hefte erstellt und sie mit einer Einladung für neue Abonnenten zu einem Flyer zusammengefasst, der diesem Heft beiliegt. Wir sind sehr dankbar, dass in den vergangenen Jahren jeweils etwa 150 neue Abonnenten dazugekommen sind, und wir würden uns sehr freuen, wenn Sie in Ihrem Freundeskreis auf unsere Zeitschrift aufmerksam machen. Leider sind die Abozahlen insgesamt weiter rückläufig – eine Entwicklung, die wir mit fast allen anderen Zeitschriften teilen.

Zwar haben wir im laufenden Jahr durch einen Wechsel der Druckerei eine deutliche Einsparung bei den Kosten erreichen können, dennoch haben wir aufgrund der sinkenden Einnahmen wieder einmal entscheiden müssen, die Preise für das Abonnement ab 2017 entsprechend anzupassen: Reguläres Abo: 64,- € zzgl. Versandkosten (statt 58,- €) | Halbjahresabo: 35,- € inkl. Versandkosten (statt 30,- €) | Einzelheft: 6,- € (statt 5,50) | Doppelheft: 10,- € (statt 9,- €) jeweils zzgl. Versandkosten.

Die Zeitschrift kann sich auch durch diese Preise nicht voll finanzieren, sondern wird seit vielen Jahren durch einen Verlustausgleich in wechselnder Höhe von der Christengemeinschaft in Deutschland mitgetragen. In jährlichen Konferenzen wird beraten, was wir tun können, um diesen Zuschuss in einem vertretbaren Rahmen zu halten. In diesem Monat steht wieder eine neue Beratungsrunde an – wir werden Sie über neue Entwicklungen auf dem Laufenden halten.

Aktuell haben wir einen Wechsel im Team vor uns: Janine Weikert, die seit 14 Jahren für Layout, Herstellung und Sekretariat zuständig war, hat sich entschieden, eine neue berufliche Herausforderung in einem anderen Verlag anzunehmen. Obwohl wir diesen Schritt voll

anerkennen können, bedauern wir diesen Verlust sehr. Janine Weikert hat ihre Aufgaben in einer wunderbaren Mischung aus Beweglichkeit beim Erstellen von Alternativen und Gelassenheit im Umgang mit Redaktion, Autoren und Lesern gemeistert. Besonders haben wir ihr Anliegen schätzen gelernt, den Heften durch ihre Kontakte mit Künstlern Monat für Monat ein Gesicht zu verleihen, das unserem Anliegen entspricht. Mit großem Dank wünschen wir ihr für die neue Aufgabe gutes Gelingen! Wir sind aber auch dankbar, dass bereits eine Nachfolgerin gefunden werden konnte: Ab Oktober wird Katrin Blumenstock im Verlag Urachhaus tätig und wird sich in die Aufgabengebiete von Janine Weikert für die Zeitschrift einarbeiten. Auch dafür wünschen wir alles Gute und freuen uns auf die ersten Begegnungen im Team.

Haben Sie in letzter Zeit die Website der Christengemeinschaft in Deutschland besucht? Unter www.christengemeinschaft.de sind wir dank der Einladung und Kooperation mit den Verantwortlichen seit geraumer Zeit präsent. Wie bisher Frau Weikert so wird in Zukunft auch Frau Blumenstock diesen Bereich stets auf den neusten Stand bringen. Wir hoffen dadurch auch innerhalb eines größeren Nutzerkreises die Aufmerksamkeit auf die Zeitschrift zu lenken. Zur Zeit arbeiten wir an einem Konzept, das die eigene Website der Zeitschrift überflüssig macht, wenn wir alle Funktionen in die genannte Website integrieren können.

Was sich innerhalb der nächsten Monate an aktuellen Entwicklungen in der Redaktion abzeichnet, werden wir im Dezemberheft an dieser Stelle darstellen.

Herzliche Grüße aus der Redaktion
Ruth Ewertowski und Ulrich Meier



Ruth Ewertowski

Geboren am?

Samstag, den 31. August 1963 im Rote Kreuz Krankenhaus beim Frankfurter Zoo

Beruf?

Redakteurin und Autorin

Was macht Ihnen in unserer Zeit die meisten Sorgen?

Die Abhängigkeit vieler Menschen vom Smartphone. Die Zerstreutheit, Demenz und Depression, der Wirklichkeitsverlust und die Gewaltbereitschaft, die das nach sich ziehen kann.

Was gefällt Ihnen an der heutigen Zeit am besten?

Immer wieder Professionalität ohne Dünkel.

Was würden Sie gern können, was Sie nicht können?

Singen.

Worauf sind Sie stolz?

Auf das Hiob-Kapitel in meinem Buch über das Vertrauen. Auf die geleisteten Überwindungen, die mich das Schreiben kostet.

Worauf möchten Sie auf keinen Fall verzichten?

Auf meinen Garten, Konzerte, das Meer, Gespräche mit Freunden, gute Bücher.

Was war bisher das größte Glück in Ihrem Leben?

Dass ich meinen Mann gefunden habe.

Wofür würden Sie sich gerne mehr Zeit nehmen?

Für »handwerkliche« Dinge: gut kochen, Schmuck machen, kleinere »Kunstwerke«.

Was haben Sie sich für die nähere Zukunft vorgenommen?

Aufräumen – äußerlich und innerlich.

Was ist für Sie das Wichtigste am Christentum?

Dass Gott sich so mit den Menschen verbunden hat, dass er selbst Mensch geworden, durch den Tod gegangen und leiblich auferstanden ist.

Was ist für Sie heilig?

Der Mensch an der Schwelle: das Neugeborene, der Sterbende.

Ihr Arzt sagt Ihnen: »Sie haben noch drei Monate zu leben.« Was würden Sie tun?

Um Fassung ringen. Mit den Menschen sprechen, die mir die wichtigsten sind.

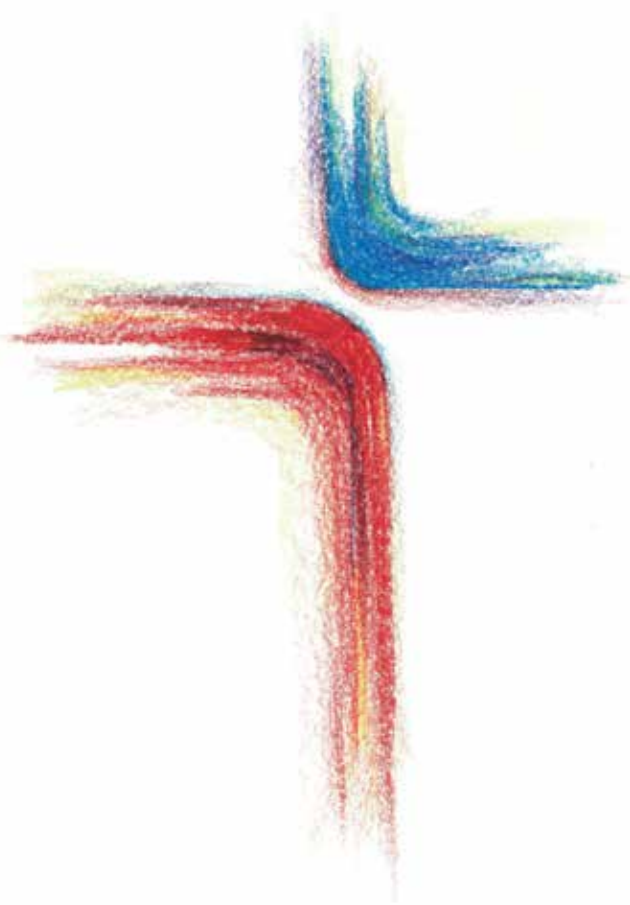
Ihre Grundeinstellung zum Leben?

Sachlich auf den Bergen des Herzens

Veranstaltungen der Christengemeinschaft

21. bis 23. Oktober 2016

Michaeli-Tagung **Chaos und Freiheit –** **Leben in den Widersprüchen unserer Zeit**



Vorträge – Gespräche – Kunst – Plenum

E. Böhmer, M. Debus, C. Handwerk, R. Dzidzaria,
M. Frank, U. Hausen, T. Kühnert, M. Merckens,
T. Nechytailo, H.-B. Neumann, B. Peter-Schult, D. Romani-
tan, K. Schlooss, A. Tougu, I. v. Wedemeyer, A. Wohlfeil

Veranstaltungsort:

Die Christengemeinschaft Stuttgart-Mitte
Werfmerhalde 19 | 70190 Stuttgart

Keine Anmeldung erforderlich!

Tagungsstätten der Christengemeinschaft

Haus Freudenberg

16. bis 23. Oktober 2016

Wie wirkt der Christus-Impuls im Individuellen und in der Gemeinschaft? Übungswoche mit 12 Gesprächen, Bildbetrachtungen und Eurythmie mit Rainer Wuttig und Susanne Schönewolf

18. bis 20. November 2016

Brücken bauen – eine Aufgabe der Mitte. Ukraine – ein Land »zwischen«. Seminar mit Tatjana Maydanyuk

25. bis 27. November 2016

Über die Art hinaus. Individualismus im Tierreich. Seminar mit Walther Streffer

21. bis 26. Dezember 2016

Bewahren und bewegen. Weihnachtstagung mit Andreas Weymann, Elsbeth Weymann und Fritz Lebold-Nagel

28. Dezember 2016 bis 1. Januar 2017

Jesu Geburt auf Erden. Silvestertagung mit Rolf-Michael Schmidt und Ursula Reussner

Auskunft und Anmeldung:

»Haus Freudenberg«, Prinz-Karl-Straße 16,
82319 Starnberg, Tel.: 0 81 51 | 1 23 79, Fax:
0 81 51 | 2 82 62, E-Mail: Haus-Freudenberg@
t-online.de | www.HausFreudenberg.de

Haus auf dem Berge in Thüringen

10. bis 14. Oktober 2016

»Kinder dieser Welt« – Kinderferienlager
Freizeit für Schulkinder von 8 bis 12 Jahren
mit Kirsten Rennert (Pfarrerin), Leipzig

Auskunft und Anmeldung: »Haus auf dem Berge«,
06577 Hauteroda, Tel.: 03 46 73 | 9 15 74,
Fax: 03 46 73 | 9 15 88, E-Mail: info@hadb.de,
www.hausaufdemberge.de

Verband der Sozialwerke der Christengemeinschaft

21. bis 24. September 2015

**Mensch und Tier – kulturgeschichtliches Seminar
in Berlin.** Mit Frimut Husemann

1. bis 11. Februar 2017

Das Heilige Land – damals und heute. Studienreise,
Reiseleitung: Johann Schuur, Pfarrer Frankfurt und
Uriel Kashi, lizenzierter Reiseleiter, Jeruaslem

Auskunft und Anmeldung: Verband der Sozialwerke der
Christengemeinschaft e.V., Mittelweg 13, 20148 Hamburg,
Tel: 0 40 | 41 33 02 70, Fax: 0 40 | 41 33 02 74, E-Mail:
info@cg-sozialwerke.de

Sonstige Veranstaltungen

Priesterseminare:

Hamburg

9. bis 14. Oktober 2016

Offene Woche »Sakrament wird Verkündigung«.

Mit Rolf Herzog. **Anmeldung und Information:** info@
priesterseminar-hamburg.de, www.priesterseminar-
hamburg.de

Stuttgart

6. bis 12. November 2016

Orientierungswoche: Das Seminar kennen lernen.

Anmeldung und Information: info@priesterseminar-
stuttgart.de, www.priesterseminar-stuttgart.de

Tagungen:

8. bis 9. Oktober 2016

»Meditatives Arbeiten mit den Evangelien.«

Mit Anand Mandaiker, Information: wuppertal@
christengemeinschaft.org

5. bis 6. November 2016

Kasseler Treffen. Veranstalter: Die Christengemeinschaft
in Deutschland Körperschaftsverband, **Information und
Anmeldung:** kontakt@christengemeinschaft.de

Todesnachricht: Nach Redaktionsschluss erreichten uns die Mitteilungen, dass Cordelia Böttcher (20.1.1938–30.8.2016) und Hans-Werner Schroeder (24.8.1931–17.9.2016) verstorben sind. In den kommenden Heften bringen wir Nachrufe auf diese beiden Priester, deren zahlreiche Beiträge für die Zeitschrift sicher vielen Lesern noch in guter Erinnerung sind. Red.

Im nächsten Heft

Sterben – Einstimmen und loslassen

Die Zustimmung zum Tod, der uns so oder so überwältigt, ist vermutlich eine der größten »Leistungen«, die jedem von uns aufgegeben ist. Wie schwer ist das Loslassen und wie kann es gelingen?

Die Christengemeinschaft – Zeitschrift zur religiösen Erneuerung | 88. Jahrgang – Heft 10 | 2016

Diese Zeitschrift wurde 1924 von Friedrich Rittelmeyer begründet. Sie wird im Auftrag der Konferenz der Deutschen Lenker herausgegeben von Christward Kröner.

Redakteure: Dr. Ruth Ewertowski, Ulrich Meier (v.i.S.d.P.)

Anschrift der Redaktion: Freies Geistesleben &
Urachhaus GmbH | Postfach 131 122, 70069 Stuttgart |
E-Mail: Redaktion_CG@t-online.de

Sekretariat der Redaktion: Janine Weikert (9.00 bis
14.00 Uhr) | Telefon: 0711 – 2 85 32-43 | Telefax: 0711 –
2 85 32-45 | E-Mail: janine.weikert@urachhaus.com

Abonnentenservice und Einzelhefte: Antje Breyer |
Telefon: 0711 – 2 85 32-00 | Telefax: 0711 – 2 85 32-10 |
E-Mail: aboservice@urachhaus.com

Anzeigenservice: Christiane Woltmann | Telefon: 0711 –
2 85 32-34 | Telefax: 0711 – 2 85 32-11 | E-Mail:
christiane.woltmann@urachhaus.com

Verlag: Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH
Postfach 131 122, 70069 Stuttgart | Landhausstraße 82,
70190 Stuttgart | Internet: www.urachhaus.com

Die Monatsschrift kann durch Buchhandlungen oder
beim Verlag bezogen werden.

Reguläres Abo: 58,- € | Geschenkabo: 58,- € (jeweils
zzgl. Versandkosten: 8,70 € Inland; 11,95 € Ausland;
28,- €, Ausland per Luftpost) | Halbjahresabo zum
Kennenlernen: 30,- € (6 Hefte inkl. Versandkosten) |
Einzelheft 5,50 € | Doppelheft 9,- € (zzgl. Versand-
kosten) | CDs für Blinde und Sehbehinderte auf Anfrage

Vor Zahlungen bitte Rechnung abwarten!

Kündigung des Abonnements mit einer sechswöchigen
Frist nur zum Jahresende.

Jeder Autor verantwortet den Inhalt seines Beitrags
selbst.

Druck: Strube Druck & Medien, Felsberg
ISSN 0009-5184

Anzeigenschluss für die November-Ausgabe: 10.10.2016

Verlag Urachhaus | Simone Patyna | Landhausstraße 82 |
70190 Stuttgart | simone.patyna@urachhaus.com
Tel.: 07 11 - 285 32 32 | Fax: 07 11 - 285 32 11

Werden Sie Adler-Pate!

Schützen Sie gemeinsam
mit uns die bedrohten Adler
und ihre Lebensräume.



www.NABU.de/adler-paten
Patent@NABU.de

Vom Lesen im Buch der Natur



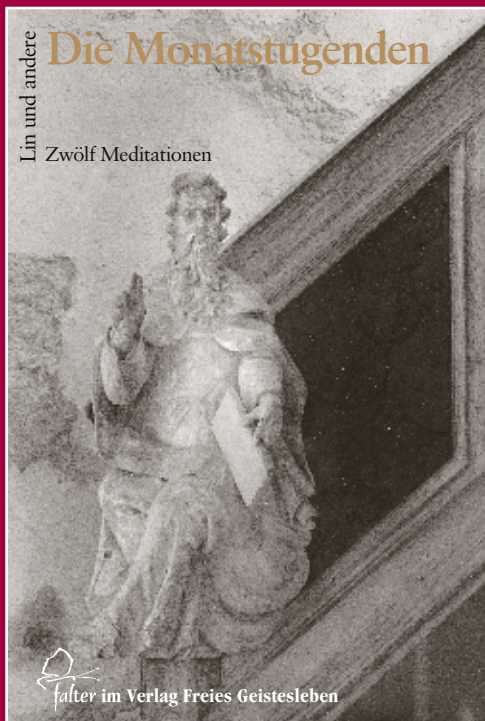
Christian Signol
Das wahre Glück des Lebens
Aus dem Französischen von
Corinna Tramm.
160 Seiten, gebunden mit SU
€ 17,90 (D)
ISBN 978-3-8251-7846-8
© auch als eBook erhältlich

»Mein ganzes Leben lang habe ich einen Großteil meiner Zeit mit der Suche nach diesen wunderbaren Empfindungen in den Wäldern, auf den Bergen, in der Nähe der Flüsse oder auf den Wiesen verbracht. Ich bin überzeugt davon, dass die Erde die Erinnerung an eine Zeit bewahrt, in der wir noch nicht existierten – eine Erinnerung, die uns nur zugänglich ist, wenn wir uns ihr zuwenden.«

Christian Signol

Das Rauschen des Wassers, die leuchtende Klarheit des Schnees, die herrlichen Düfte eines Juniabends, die geheimnisvollen Geräusche der Nacht ... Die Schönheit der Welt ist unendlich – wenn man sich für sie öffnet. Christian Signol verbindet Gegenwart, Vergangenheit und Kindheitserinnerungen zu einem großen Ganzen und nimmt uns mit auf eine Reise durch die Schönheiten der Natur.

Urachhaus | www.urachhaus.com



Wandlungskräfte der Seele

Januar: Mut wird zu Erlöserkraft

Februar: Diskretion wird zu Meditationskraft

März: Großmut wird zu Liebe

April: Devotion wird zu Opferkraft

Mai: Inneres Gleichgewicht wird zu Fortschritt

Juni: Ausdauer wird zu Treue

Juli: Selbstlosigkeit wird zu Katharsis

August: Mitleid wird zu Freiheit

September: Höflichkeit wird zu Herzenstakt

Oktober: Zufriedenheit wird zu Gelassenheit

November: Geduld wird zu Einsicht

Dezember: Gedankenkontrolle wird zu Wahrheitsempfinden

In zwölf Meditationen werden die Monatstugenden und die sich aus ihnen ergebenden höheren Fähigkeiten des Menschen entwickelt und beleuchtet.

Die Monatstugenden. Zwölf Meditationen. | Hrsg. von Jean-Claude Lin. | Mit Beiträgen von Klaus Dumke, Erhard Fucke, Nana Göbel, Thomas Hilden, Wolf-Ulrich Klünker, Ernst-Michael Kranich, Jean-Claude Lin, Christoph Lindenberg, Andreas Neider u. Florian Roder. | Mit zwölf Fotos von Richard C. Crisler jr. | falter 25 | 3. Auflage, 141 Seiten, Leinen mit SU | € 17,90 (D) | ISBN 978-3-7725-1425-8 | www.geistesleben.com

Freies Geistesleben : Wissenschaft und Lebenskunst

*»Wir hören schlecht zu und lesen noch schlechter.
Du merkst es so gut, wenn es um dich geht. Bist du
ebenso aufmerksam auf dich selbst?«*

Dag Hammarskjöld



Dag Hammarskjölds ›Zeichen am Weg‹ – lose aneinandergereihte, vielschichtige Notizen eines modernen Mystikers und überragenden Politikers – sind ein einzigartiges Dokument persönlicher Integrität, eine bestechende Lektüre, die auch heute nichts von ihrer Anziehungskraft verloren hat.

Die vorliegende Ausgabe verfügt über ein ausführliches Vorwort des Herausgebers, Anmerkungsteil und 16-seitigen Bildteil sowie eine seitengetreue Wiedergabe des Original-Manuskripts.

Dag Hammarskjöld: **Zeichen am Weg**. Das spirituelle Tagebuch des UN-Generalsekretärs
Hrsg. von Manuel Fröhlich | 4. Auflage, 240 Seiten, gebunden mit SU | € 19,90 (D) | ISBN 978-3-8251-7770-6